DAN SHOCKER's

Macabros



Nr. 87

DM 1.50

Österr. S 12; Schweiz Fr. 1,60
Schwed. Kr. 4,25 incl. moms
Italien L 650; Spanien Ptas 50
Printed in Germany

Myriadus, der Tausendfältige



Nr. 87

Myriadus, der Tausendfältige

Was zuletzt geschah:

Björn Hellmark, der Herr von Marlos, war lange Zeit im Mikrokosmos verschollen. Es ist ihm geglückt, mit dem »Schwert des Toten Gottes« den Herrscher von Zoor, den Dämon Nh'or Thruu, zu töten. Durch den Eingriff Apokalyptas hat Björn jedoch seine wunderbare Waffe eingebüßt und weiß nicht, wo sie sich im Moment befindet.

Bei dem Versuch, Hellmark zu Hilfe zu kommen, haben seine Freunde Rani Mahay und Ak Nafuur alles in Bewegung gesetzt und dabei zwei Augen des Schwarzen Manja eingebüßt. Auch Björn hat im Mikrokosmos ein solches Auge verloren, so daß sich in der Trophäensammlung der Geister-Höhle auf Marlos derzeit nur noch vier Manja-Augen befinden.

Von der Insel aus startet Björn mit seinen Freunden neue Aktionen gegen seine Feinde Rha-Ta-N'my und deren unheimliche Dämonenheere.

Da muß er entdecken, daß mit seiner Rückkehr aus der Welt des mikroskopisch Kleinen noch etwas den Weg in die Normalwelt gefunden hat: »Skrophuus«, eine Zelle des unheimlichen, unfaßbaren Hauptdämons Myriadus…

Alain Moreau warf einen Blick auf seine Armbanduhr. 22.04 Uhr. Er hatte noch genau eine Stunde und neun Minuten zu leben, doch davon ahnte er nichts. Mit keinem Gedanken dachte er an den Tod. Wenn man erst fünfunddreißig war, hatte das noch Zeit…

Der Mann mit dem braunen Haar und den dunklen, ständig in Bewegung befindlichen Augen warf die halb angerauchte Zigarette ins Wasser, wo die Glut zischend verlöschte. Sein Blick schweifte über das nächtliche Meer zu den kahl und schwarz aus dem Wasser ragenden Felsen, bis zu denen es etwa eine Stunde zu rudern war.

Der drahtige Mann mit dem braunen T-Shirt, über das er eine dunkelgemusterte Jacke trug, stutzte plötzlich und wandte den Kopf. In der steinigen Bucht, wo er wartete, ließen sich Geräusche nur schwer vermeiden. Bei jedem Schritt gerieten die Steine in Bewegung.

»Hört sich an, als würde sich ein Raupenschlepper nähern«, murmelte Moreau vor sich hin.

In der Dunkelheit zwischen den zerklüfteten Felsen tauchte plötzlich eine schattengleiche Gestalt auf. Die Glut einer Zigarette war deutlich zu sehen.

»Wenn du dir schon so eine schöne Gegend aussuchst, mußt du auch damit rechnen, daß es Krach gibt. Vorn der Strand wäre mir lieber gewesen und hätte die ganze Kletterei erspart«, entgegnete der Ankömmling. Er war etwa so alt wie Moreau, einen Kopf kleiner und kräftiger. Wie Alain Moreau, trug auch Bertrand Dupont eine dunkle Schildmütze.

Moreau lachte leise. Erst jetzt, als er sich dem späten Besucher zuwandte, war deutlich zu sehen, daß er an einem schmalen Lederriemen ein großes Fernglas um den Hals hängen hatte.

»Am Strand weiter vorn wären wir das Risiko eingegangen, von spazierengehenden Touristen beobachtet zu werden. Und das möchte ich vermeiden, wie du weißt«, kam es über Moreaus Lippen.

Dupont grinste. »Mir kommt es eher vor, als hättest du Befürchtungen, sie würden dir deine mysteriöse Blondine abspenstig machen…«

»Vielleicht auch das«, antwortete Moreau mit todernster Miene. »Zumindest möchte ich nicht, daß ein Außenstehender etwas merkt. Die Bucht liegt genau richtig. Es führt kein direkter Weg hierher, das nächste Hotel ist weit weg, fast einen Kilometer, und wir begegnen garantiert keinen Strandläufern. Was wollen wir mehr? Alles ist perfekt bis auf deine Unpünktlichkeit. Ich habe dich früher erwartet, Bertrand…«

»Tut mir leid, Alain. Ich hab’s nicht früher geschafft.«

»Wollte das Zimmermädchen noch etwas von dir? Wenn’s die mit den roten Haaren war, verstehe ich’s noch. Du hast eine Schwäche für solche Frauen.«

»Sie war's. Sie hat heute abend frei. Wäre bestimmt eine tolle Nacht geworden.«

»Verschiebe sie auf morgen… ich glaube, daß das, was ich dir zu zeigen habe, das Opfer rechtfertigt. Ich bin nicht verrückt ich habe sie gesehen. Auch wenn ich sie nachher nicht mehr angetroffen habe…«

Alain Moreau stiefelte zu dem auf den Wellen schaukelnden Ruderboot. Es wäre keine Schwierigkeit gewesen, in Algeciras ein Motorboot zu leihen. Aber es hätte Aufsehen erregt. Und das wollte Moreau unter allen Umständen verhindern.

»Wärst du heute mittag dabei gewesen, brauchte ich jetzt diese Fahrt in der Nacht nicht zu unternehmen, nur um dir zu beweisen, daß hier tatsächlich etwas existiert, das einfach nicht wirklich sein kann – und doch wirklich ist! Blöd hört sich das an, nicht wahr?«

»Kann man wohl sagen…«

Die beiden Freunde, die im Süden Spaniens Urlaub machten, stiegen in das Boot und legten sich in die Riemen.

Sie knarrten wie rostige Scharniere einer alten Tür.

Moreau und Dupont saßen sich gegenüber. Kräftig rudernd entfernten sie sich rasch vom Ufer.

»Es ist so, wie ich dir sagte, Bertrand«, begann Morau unvermittelt wieder zu sprechen. »Sie stand auf einem ins Meer ragenden Felsplateau, war splitternackt und lächelte mir zu. Blond, braungebrannt, eine Erscheinung wie aus einem Traum…«

»Vielleicht war's einer… du hast selbst gesagt, daß du im Boot eingeschlafen warst.«

»Aber als ich sie sah, war ich eben wach. Daran gibt's nichts zu rütteln. Als ich um den Vorsprung herumruderte und das Boot vertäute, sah ich sie hinter einen Felsen verschwinden. Ich folgte ihr und packte sie am Arm. Aber nicht fest genug… sie konnte sich losreißen…«

»… und dann ist sie in einen Höhleneingang gekrochen, in dem du sie nicht mehr gefunden hast…«, setzte Dupont die Geschichte seines Freundes mechanisch fort. »Ich weiß, du hast mir das Märchen schon zum x-ten Mal erzählt.«

»Es ist kein Märchen, Bertrand! Ich habe sie nicht nur gesehen – ich habe sie auch angefaßt. Und da habe ich sie gefühlt, sie war nicht aus Luft, keine Einbildung, keine Halluzination!«

»Ich glaub's erst, wenn ich sie auch gesehen und gefühlt habe.«

»Deshalb rudern wir ja hin.«

»Nicht ganz verstehe ich, weshalb wir mitten in der Nacht das Unternehmen starten und nicht am Nachmittag, gleich nach deiner Rückkehr…«

»Das habe ich schon mehr als einmal versucht, dir zu erklären. Sie selbst hat darum gebeten, zu später Stunde wieder zu kommen.«

»Wenn ich nicht schon Jahre mit dir befreundet wäre, würde ich sagen, du hast den Verstand verloren. Das Ganze kommt mir vor wie die legendäre Geschichte von der einsamen Urwaldgöttin, von der Weißen, die nur mit einem Lendenschurz bekleidet im Dschungel als kleines Mädchen verloren ging und schließlich wieder auftauchte, verehrt von den Eingeborenen als Göttin. Da weit und breit kein Urwald zu sehen ist, könnte man annehmen, deine nackte Schöne sei den kühlen Fluten entstiegen wie die sagenhafte Undine.«

»Irgendwoher muß sie kommen. Sie war aus Fleisch und Blut, Bertrand.«

»Eine Schiffbrüchige, die sich auf eine einsame Insel gerettet hat, war sie aber nicht?«

»Du kannst es nicht lassen, spitze Bemerkungen zu machen. Nein, von einer Schiffbrüchigen kann keine Rede sein.«

»Wie alt war sie denn?«

»Ich schätze sie auf achtzehn, neunzehn.«

»Hm, vielleicht, Alain, ist sie von zu Hause ausgerissen und richtete sich auf der Felseninsel eine eigene kleine Welt ein. Sie lebt von Fischen und Muscheln, hin und wieder auch von etwas Frischgemüse in Form von Seetang. Wegen der Vitamine. Die machen eine reine Haut und sorgen für gutes Blut. Das Mädchen scheint so ein richtiger kleiner, weiblicher Robinson zu sein. Sie liebt das Inselleben, will aber nicht mehr allein sein. Also lacht sie sich einen Mann an. Die Wahl fällt ausgerechnet auf meinen besten Freund Alain. -Du machst doch wirklich keinen Unsinn mit mir, nicht wahr?« stellte er plötzlich todernst diese Frage.

»Nein, Bertrand. Ich schwöre dir, es hat sich alles so zugetragen, wie ich es dir geschildert habe. Ich kann es selbst kaum fassen. Deshalb will ich mir jetzt Gewißheit verschaffen. Und du sollst dabei sein – entgegen ihrem ausdrücklichen Wunsch, heute am späten Abend noch mal zu kommen. Allein. Sprechen wir gleich über die Einzelheiten, Bertrand. Nach meiner Ankunft bleibst du im Boot zurück und verhältst dich still wie eine Leiche.«

»Und wenn das Ganze eine Falle ist?« fragte Dupont.

»Wie kommst du darauf? Warum und weshalb sollte es eine Falle sein?«

»Nur so… vielleicht lebt sie gar nicht allein, ist nur ein Lockvogel, und jemand will dir ans Zeug.«

»Unsinn, Bertrand! Ich habe nichts bei mir, was zu rauben sich lohnt. Außerdem wird der ›Lockvogel‹ sich dann nicht ausgerechnet eine zerklüftete Felseninsel aussuchen, wo den ganzen Tag kein Mensch vorbeikommt. Du hast manchmal komische Gedanken.«

»Ich habe schon wieder welche, Alain… warum, so frage ich mich die ganze Zeit, hat sie dich aufgefordert, noch mal zu kommen, aber

diesmal bei Dunkelheit?«

Alain Moreau blickte auf. »Das, Bertrand, beschäftigt mich auch. Ich sehe keinen Sinn darin, aber bald werde ich auch mehr über diese mysteriöse Bemerkung wissen. In einer halben Stunde sind wir am Ziel – dann erfahre ich so einiges.«

*

Nach geraumer Zeit stellten sie ihre Gespräche ein. Schweigend und kraftvoll näherten sie sich den kahlen Felsen, deren zerklüftete Oberfläche unter dem Licht der am Himmel stehenden Sterne schon von weitem zu sehen war.

Das Knarren der trockenen Riemen und das Plätschern der Wellen gegen die Außenwände des Bootes waren die einzigen Geräusche.

Während der Fahrt zu der Felseninsel hob Moreau mehrere Male sein Nachtglas an die Augen und suchte aufmerksam das zerklüftete Ufer ab.

Dort schien alles leer.

Noch fünfzig Meter bis zu dem fraglichen Felsplateau.

»Da hat sie gestanden, Bertrand«, sagte Moreau leise. »Nackt und schön, wie Gott sie geschaffen hat. Und jetzt bin ich nur gespannt, wie…«

Das waren seine letzten Worte.

Das Grauen überfiel die beiden Ruderer.

Eine riesige Fontäne stieg neben dem schaukelnden Boot auf. Dunkelrot und schwarz wuchs das Ungetüm in die Höhe und war bald so groß wie die Felsen im Hintergrund.

Alain Moreau blieb der Schrei wie ein Kloß im Hals stecken.

Der Franzose sprang auf, packte geistesgegenwärtig ein Ruder und schlug damit zu. Das Ruderblatt krachte gegen die riesige Klauenhand mit den scharfen, wie Dolche gekrümmten Krallen. Mit hellem Knacken brach die Stange durch wie ein Streichholz.

Dann wurde der wild um sich schlagende Mann gepackt und wie eine Puppe aus dem kenternden Boot gerissen. Ähnlich erging es Dupont, der wie ein Spielzeug in die aufgewühlte, gischtende See flog.

Alain Moreau sah die riesigen, blutrot glühenden Augen direkt vor sich. Sie waren groß wie Wagenräder. Das Maul glich einem Scheunentor. Stickiger Atem schlug Moreau entgegen, dann sah er in dem weit geöffneten Maul dicht und spitz hintereinander liegende Zahnreihen. Das Gebiß eines Menschenhais schien dagegen harmlos.

Über Dupont schlug das schäumende Wasser zusammen. Der Mann schluckte eine ganze Menge und litt schon unter Luftmangel, tauchte aber trotzdem nicht gleich auf. Er kraulte weiter, um so schnell wie möglich aus der Gefahrenzone zu kommen.

Dann mußte er auftauchen, prustete und schnappte nach Luft.

Ein Schlag! Es splitterte und krachte in seiner unmittelbaren Nähe. Noch ehe sein Kopf herumflog, wußte er, wie der Lärm zustande kam.

Die Klauenhand des Ungeheuers zerschmetterte das kleine Boot. Es brach in der Mitte entzwei, und Holzsplitter zischten wie Geschosse durch die Luft.

Duponts Augen waren groß wie Untertassen.

Namenloses Grauen erfüllte ihn, als er sich des unbeschreiblichen Ausmaßes des Ungeheuers bewußt war.

Allein die Hand war so groß wie das Boot, der Kopf hatte einen Durchmesser von mindestens drei Metern… der Körper war ein Berg aus rot-schwarzem, struppigem Fell, das vor Nässe triefte, die roten Augen erschienen wie riesige Kugeln, in denen es keine Pupillen gab…

Dupont zögerte keine Sekunde. Er warf sich nach vorn und durchpflügte das Wasser.

Da war der Schatten des Unheimlichen auch über ihm.

Bertrand Dupont schrie gellend auf, als die riesige Klauenhand ihn packte.

*

Das aufgewühlte Wasser glättete sich wieder.

Kein Mensch war Zeuge des grauenvollen Vorgangs geworden. Und kein Mensch beobachtete auch jetzt, wie der Unheimliche sich veränderte.

Er stammte nicht von dieser Welt. Er war in einer anderen zu Hause, und er war nicht nur Lebewesen.

Er entsann sich einer seiner Formen, die typisch waren für ihn.

Der rot-schwarze, zottige Pelz glättete sich. Kopf und Schultern rundeten sich, während die Wellen Bruchstücke des zerstörten Bootes auseinandertrieben.

Der Koloß wurde schnell kleiner, war schließlich nur noch so groß wie das Boot vorhin und hatte dann normale Menschengröße.

Doch auch damit hörte der Schrumpfungsprozeß nicht auf. Allein das Schrumpfen war es nicht – es war auch die Veränderung der Form, die damit einherging.

Das Ungetüm hatte jetzt annähernd Eiform erreicht. Die Oberfläche wurde schieferartig, grauschwarz und hart wie die Haut eines Elefanten. Während das Ei schrumpfte, brachen aus der Hautschicht dünne, lange Fäden, die sich eng an den Körper legten. Gleichzeitig öffnete sich ein Spalt, der aussah wie eine Tür, die in das Innere des seltsamen Gebildes führte. Aus ihm schimmerte es in sattem Gelb.

Das Ei war jetzt nur noch so groß wie ein Fußball, dann wie ein

Korken, der auf den Wellen hüpfte und von ihnen davongetragen wurde.

Es hatte überhaupt keine Ähnlichkeit mehr mit dem gewaltigen Ungeheuer, das noch vor wenigen Augenblicken das Boot zerschmetterte und die beiden Menschen tötete.

Es wirkte klein und hilflos und war unscheinbar in der Weite des nächtlichen Meeres.

Doch der Eindruck täuschte.

Was da wie ein Korken auf dem Wasser hüpfte, nicht unterging, eiförmig war und eine Öffnung aufwies, die nach innen führte, war ›Skrophuus‹ in diesen Sekunden noch milliardenmal größer als in seinem Urzustand, denn ›Skrophuus‹ kam aus der Mikroweit.

Nur wenn man ganz genau hinsah, ließ sich auf der matt schimmernden Oberfläche mit den zusammengelegten Fäden noch etwas wahrnehmen. Zwei kleine, streichholzkopfgroße Punkte, die dunkel und schmal jeweils von einem Faden festgehalten wurden.

Nur unter dem Mikroskop hätte man noch sehen können, daß es sich um zwei mumifizierte, völlig ausgetrocknete und verdorrte Menschen handelte, um Alain Moreau und Bertrand Dupont, die von dem unheimlichen Monster auch noch im Tod festgehalten wurden…

*

Auf der unsichtbaren Insel zwischen Hawaii und den Galapagos waren nur wenige Menschen zu Hause, hin und wieder aber auch Besucher.

Diesmal hielten sich zwei dort auf, mit denen sie so schnell nicht gerechnet hatten.

Es waren der Schweizer Friedrich Chancell und der geheimnisvolle Mann mit der magischen Pyramide, Skash, der Skelett-Magier.

Skash war in der Tat ein Mann, der aus Knochen bestand und von einem uralten Geist beseelt wurde. Außerdem hatte Skash zwei Flügel, bei denen ebenfalls die Spannhäute fehlten. Um den Hals trug er einen leuchtend orangefarbenen Umhang, der mit unzähligen magischen Symbolen und Zeichen ausgestattet war.

Die Freude über die Besucher war groß. Skash und Friedrich Chancell waren Hellmarks Lebensretter. In einem Gewaltakt ohnegleichen hatte Skash die einmalige Chance genutzt, dem blonden Abenteurer zu Hilfe zu eilen und seiner Odyssee in der Welt des Atoms ein Ende zu bereiten.

Hellmarks Leben hing an einem seidenen Faden. Der Herr von Marlos war durch seine erbitterte Feindin, der Dämonin Apokalypta, dazu verurteilt worden, in der Welt des Mikrokosmos zwanzigtausend Jahre in der Zeitrechnung vor seiner Geburt verbannt zu sein.

Gleich nach der Rettungsaktion hatten Skash und Friedrich Chancell sich erneut aufgemacht und hatten versucht, in die Vergangenheit der Mikroweit einzudringen. Der Weg in die Zeit hatte sich als nicht mehr durchführbar erwiesen.

»Es gibt keinen Zweifel«, erklärte Skash. Seine Gedankenstimme war in Björn Hellmarks Bewußtsein. »Im letzten Kampf, in dem du gegen ›Skrophuus‹ antreten mußtest, ist etwas Entscheidendes geschehen. Der ›lebende Tempel‹, der an gewaltigen Wurzelsträngen verankert war, hat sich losgerissen, nachdem durch die Kampfhandlungen einige Wurzeln gekappt worden waren. Dies hatte zur Folge, daß jene rot-gelben Ringgebilde, durch die der Schrumpfungs- und Mikrotisierungseffekt gleichzeitig hervorgerufen wurden, zusammenbrach. Das im Mikrokosmos gewachsene Gebilde mit Namen ›Skrophuus‹ hat die Ringe produziert. Was aus ›Skrophuus‹ geworden ist, bleibt nur unseren Vermutungen überlassen. Entweder ist es zugrunde gegangen oder bei den sich überstürzenden Ereignissen selbst in eine andere Welt geschleudert worden. Fragt sich nur in welche – und was das für Folgen haben könnte.«

Konnte es sein, daß ›Skrophuus‹, das gleichbedeutend war mit einer ›Zelle aus dem Organismus des Großen‹, die Welt der Menschen, die dritte Dimension, erreicht hatte?

Es gab keine Anhaltspunkte dafür und dagegen. Vorsicht und Aufmerksamkeit waren am Platz. Björn und seine Freunde kehrten noch mal mit einem blauen Auge aus einer dämonischen, lebensfeindlichen Welt in ihr ›Zuhause‹ zurück. Insofern hatten sie einen kleinen Erfolg über die Mächte der Finsternis errungen, die nach wie vor ihr großes Ziel ansteuerten: die Erde und damit die Menschen in ihre Gewalt und Abhängigkeit zu bekommen und sogar das Jenseits der Toten in ihren Herrschaftsbereich einzureihen.

Rha-Ta-N'my, die grausame und machtgierige Dämonengöttin, ging skrupellos vor. Sie setzte nicht nur ihre eigenen Heere und Schergen ein, sondern auch Menschen, die sich dem Bösen verschrieben, weil sie es wollten. Daß sie damit den Untergang der eigenen Art unterstützten, war jenen verbrecherisch Denkenden sehr oft klar. Und doch ließen sie nicht von ihrem schändlichen Tun.

Noch mehr bedauerten sie Friedrich Chancell und Skash.

Bei ihrem Eingreifen hatten sie flüchtig Oceanus und einen Teil seines Volkes kennengelernt, das völlig stumpfsinnig und wie hypnotisiert in der Welt Horron seine Tage fristete. Es war Hellmarks Absicht gewesen, etwas für Oceanus zu tun, dem ein ähnliches Verschollenen-Schicksal in der Vergangenheit einer winzigen Welt zuteil geworden war wie ihm.

Doch zunächst lag diese Absicht auf Eis. Die Tore zu Oceanus waren verschlossen.

So glücklich Björn darüber war, wieder mit seinen Freunden und Carminia zusammen zu sein, so traurig war er über den Lauf der Dinge.

Er hatte bei der letzten Begegnung mit Apokalypta das › Schwert des Toten Gottes‹ verloren. Und er sorgte sich um Leben und Gesundheit seines Freundes Ak Nafuur.

Die Wochen der Trennung zeigten den gewaltigen Unterschied zwischen seinem Aussehen in jenen Tagen und dem im Augenblick.

Ak Nafuur war um Jahrzehnte gealtert.

Was der Xantilon-Priester und ehemalige Dämonenfürst selbst prophezeit hatte, schien sich zu bewahrheiten. Als Dämonenfürst Molochos stand er in Diensten Rha-Ta-N'mys und erhielt dadurch ewiges Dämonenleben. Als er von den Geistern der Besessenheit befreit werden konnte und die Möglichkeit hatte, sich wieder frei für ein Menschendasein zu entscheiden, nahm er damit die Sterblichkeit in Kauf. Was jahrtausendelang aufgehalten worden war, der normale Alterungsprozeß des menschlichen Organismus nahm plötzlich wieder seinen natürlichen Lauf.

Das Ergebnis war nicht mehr zu übersehen.

Ak Nafuur war vom Tod gezeichnet.

Der ehemalige Dämonenfürst wirkte keineswegs krank und hinfällig.

»Wie die Geburt ist der Tod die natürliche Entwicklung jedes lebendigen Organismus«, sagte Ak zu seinem Freund, als sie sich in der Blockhütte des greisen Mannes gegenübersaßen. »Ich habe keine Angst vorm Sterben. Meine Zeit ist gekommen, und ich nehme den Tod an. Ich bin nicht krank. Kein Arzt der Welt könnte etwas für mich tun. Meine Lebenskraft ist einfach zu Ende, ich habe nur den einen Wunsch, daß der Tod mir noch soviel Zeit läßt, die all das zu hinterlassen, was für dich wichtig ist im Kampf gegen Rha-Ta-N'my und ihre Schergen. Dort in der Ecke liegen Hunderte von Seiten, die ich während der letzten Wochen verfaßt habe. Sie enthalten alles Wissen, das ich während meiner Zeit als Dämonenfürst sammeln konnte. Vieles davon ist leider in Vergessenheit geraten. Mit einigem Erschrecken mußte ich feststellen, daß mit meiner neuen Menschwerdung auch Hintergründe und Wissen verblaßten, das zuvor Teil meines Selbst war. Woran ich mich erinnere, kannst du nachlesen.

Aber damit nicht genug, Björn.

In der Zeit, als du im Mikrokosmos verschollen warst, und wir alles daransetzten, einen Weg zu dir zu finden, habe ich gleichzeitig einen Versuch unternommen, der risikoreich aber vielversprechend erschien. Ich wollte, daß wir von Marlos aus in der Lage sein würden, Rha-Ta-N'my persönlich anzugreifen und sie von ihrem wahnwitzigen Plan der absoluten Unterwerfung und Herrschaft abzubringen. Wenn es

gelänge, die Dämonengöttin von ihren Kräften auf der Erde zu isolieren, sie selbst in Gefahr zu bringen, dann könnte dies im Verhältnis zwischen Mensch und Dämon eine neue Komponente ergeben. Ich arbeite noch an diesen Unterlagen. Ich suche den günstigsten Weg. Der Vorstoß zu Rha-Ta-N'my scheint unerläßlich geworden zu sein. Alles muß klug eingefädelt und geplant sein, sonst ist das Unternehmen von vornherein zum Scheitern verurteilt.

Hier auf Marlos herrscht die richtige Atmosphäre, einen solchen Plan ausreifen zu lassen. Er darf nicht vorher bekannt werden. Wenn Rha-Ta-N'my durch irgendeinen Vorgang auch nur zu ahnen beginnt, was ich versuche, in die Wege zu leiten, wird sie allem einen Riegel vorschieben. Was dann geschieht, wage ich mir nicht vorzustellen. Die Gefahr, daß sie die Erde dann ganz aufgibt, ist groß. Und das bedeutet, daß sie ohne Rücksicht auf eigene Nachteile die Erde ins Chaos führt, daß die Zeit des Urbeginns noch mal eintritt.«

*

Das Gespräch wühlte ihn auf.

Auch als er Ak Nafuur allein in seiner Hütte zurückgelassen und Skash mit Chancell in der magischen Pyramide der Insel den Rücken gekehrt hatte, beschäftigte ihn die Aussprache.

Er suchte die Geisterhöhle auf, die sein Refugium war. Mit ihr hatte es eine besondere Bewandtnis.

Alle wichtigen Priester und Propheten, die in der Stunde des Untergangs der Insel Xantilon über entscheidendes Wissen verfügten, zogen sich in das Versteck zurück. Ihre Körper vergingen bis auf das Skelett und die kostbaren, farbigen Umhänge, die sie trugen. Mit dem Auftauchen der Insel Marlos waren Wissen und Kenntnisse und Botschaften für Björn Hellmark frei geworden, der der legale Erbe dieser unsichtbaren Welt war.

Eine Kette von Umständen hatte es jedoch verhindert, daß Björn in den Genuß des gesamten Wissens kam. Schon damals waren viele wichtige Passagen verloren gegangen, die er bis heute nicht wieder anderweitig erfahren hatte. Dies war mit ein Grund dafür, daß Hellmark im Kampf mit den Unheilbringern aus Rha-Ta-N'mys Schattenwelt größere Schwierigkeiten zu meistern hatte, als dies ursprünglich der Fall gewesen wäre.

Hellmark lief die schmalen, steinernen Stufen nach oben. Die Treppe verjüngte sich pyramidenförmig. Auf den unteren Stufen standen ausladende Steinthrone, auf denen die knöchernen Gestalten mit ihren kostbaren, farbenprächtigen Umhängen saßen.

In jedem Thron war mit auffallend großen Buchstaben der Name dessen eingemeißelt, der darauf saß.

Der oberste Thron war leer, der Name darauf lautete: BJÖRN HELLMARK…

Dies würde der Platz sein, den er – wenn alles normal lief in seinem Leben – eines Tages, am Ende seiner Lebenszeit, einnahm.

In der Geisterhöhle befanden sich für seine Zwecke wertvolle Trophäen, die er im Kampf gegen die Dämonen dieser und anderer Welten errungen hatte.

Am Fußende des Throns, der seinen Namen trug, stand der schmale, mit Samt ausgeschlagene Behälter, in dem er stets das kostbare »Schwert des Toten Gottes« aufbewahrte. Doch nun war er leer. Das Schwert befand sich in Apokalyptas Besitz und war vielleicht in der Vergangenheit der Mikroweit, durch die er geirrt war, verlorengegangen. Für immer?

Der blonde Mann mit dem kühnen Gesichtsschnitt des Wikingers nahm auf dem Thron Platz. Dort stand noch mehr. Eine Schachtel aus edlen Hölzern enthielt die restlichen Augen des Schwarzen Manja. Dabei handelte es sich um faustgroße, rubinrote Steine, die aussahen wie ungeschliffene, überdimensionale Diamanten. Noch vier Exemplare befanden sich in Hellmarks Besitz. Einen hatte er selbst auf der Welt Zoor des wahnsinnigen Nh'or Thruu opfern müssen, zwei weitere waren bei dem Versuch, ihn aus dem Mikrokosmos zu befreien, durch Ak Nafuur und Rani Mahay aufgebraucht worden.

In einem weitern Behälter wurden der Trank der Siaris aufbewahrt und der Schlüssel in die Welt von Komestos II.

Und es gab noch immer die Dämonenmaske, jenes rätselhafte braune Gebilde, das man über den Kopf zog, um damit sein Aussehen zu verändern. Die Maske war aus der Haut eines abtrünnigen Dämonen gefertigt worden.

Da war auch noch Velenas Armreif. Er bewirkte für den Träger und jeden, der diesen berührte, Unsichtbarkeit. Aller dieser Dinge bedienten sich die Bewohner von Marlos, wenn die Umstände es erforderten.

Lediglich das verschollene Schwert und das ›Buch der Gesetze‹, das ebenfalls in der Geisterhöhle aufbewahrt wurde, waren Dinge, denen Hellmark sich persönlich widmete.

Im ›Buch der Gesetze‹, das lange Zeit nicht entzifferbar und anfangs von Prof. Merthus übersetzt worden war, standen Gedanken und Prophetien unterschiedlicher Wichtigkeit. Der erste Aufenthalt Björn Hellmarks in der Vergangenheit Xantilons, jenes Kontinents, der in grauer Vorzeit durch dämonische Manipulationen unterging, hatte seine Sprachkenntnisse so weit verbessert, daß er schließlich auch in der Lage war, jene großen Passagen zu verstehen, von denen zunächst auch Merthus glaubte, daß sie unübersetzbar wären.

In diesem Buch begann Hellmark zu lesen.

Er war in der Geisterhöhle ungestört. Hier schöpfte er Kraft, traf seine Entscheidungen und holte sich jene Trophäen, von denen er meinte, daß sie in dem einen oder anderen Abenteuer von Wichtigkeit für ihn waren.

Von hier aus könnt er den Spiegel der Kiuna Macgullyghosh einsetzen, mit dem es möglich war, gezielt Welten und Plätze aufzusuchen, die in anderen Dimensionen lagen.

Von hier aus aber nahm er manchmal auch geistige Verbindung zu Al Nafuur auf, den geheimnisvollen Zauberpriester aus dem Land Xantilon, dessen die Zeiten überdauernder Geist in einem Reich zwischen Diesseits und Jenseits zu Hause war.

Al Nafuur war der Zwillingsbruder Ak Nafuurs.

»Wenn du mir einen Rat geben kannst, Al«, sagte Hellmark leise, »dann tue es. Wenn du weißt, wo sich Apokalypta, die ›ewige Unheilbringerin‹ in dieser Minute aufhält, nenne mir den Ort, und ich werde mich aufmachen, das Schwert zu suchen.«

Er lauschte in sich hinein. Keine Reaktion. Al Nafuur, irgendwo in der Unendlichkeit, machte sich nicht bemerkbar.

In Gedanken rief er den Freund noch einige Male, während er sich im ›Buch der Gesetze‹ über die Macht, den Einfluß und die Möglichkeiten der ranghohen Dämonen um Rha-Ta-N'my informierte.

Schon damals wußte man eine ganze Menge über sie, und schlaue Leute hatten geweissagt, wie sich wer entwickeln konnte.

Gab es einen Hinweis über jenen rätselhaften ›Skrophuus‹ aus dem Mikrokosmos, aus dem Land Horron?

Seltsam, daß die Dinge, die hinter ihm lagen, ihn noch immer berührten. Wahrscheinlich hing das damit zusammen, daß die Erlebnisse noch frisch waren.

Die Andeutungen, die der Verräter namens Turrak gemacht hatte, beschäftigten ihn noch immer. Aber Turrak hatte einen grausamen Tod erlitten. Kurz vor der entscheidenden Wende, die Hellmark aus dem Mikrokosmos brachte, verlor Turrak sein Leben. ›Skrophuus‹, jenes rätselhafte Etwas, hatte ihn zuvor gepackt und ausgesaugt wie die Spinne eine Fliege. Nur die äußere, unverdaubare Hülle, kalt, verschrumpelt und ausgedörrt, war von ihm übrig geblieben…

Die Weisen, die Propheten und Priester, die führenden Herrscher der Xantilonregionen – sie alle wußten schon eine ganze Menge über die sieben Hauptdämonen. Björn setzte seine Lektüre im ›Buch der Gesetze‹ fort und hoffte, einen Hinweis auf ›Skrophuus‹ zu finden. Ak Nafuur, den er vorhin darüber fragte, hatte nichts auszusagen gewußt.

Geheimnisse des Mikrokosmos' waren ihm nicht vertraut. Dafür waren andere zuständig. Utosh-Melosh-Orsh zum Beispiel, oder Shab-Sodd… Nh'or Thruu, der eine ganze Welt regiert hatte, existierte nicht mehr. Er war ein Opfer des ›Schwertes des Toten Gottes‹ geworden.

»Ich kann dir einen Hinweis geben«, sagte da die Stimme in ihm.

»Al Nafuur'.« Hellmark fuhr zusammen, als die Gedankenstimme plötzlich ihn beherrschte. »Die ganze Zeit über versuche ich, mich mit dir in Verbindung zu setzen.«

»Und stelle dir vor, ich hab es auf einmal vernommen«, klang es fröhlich zurück. »Du hast so laut geschrien, daß ich es im Schlaf gehört habe.«

Das war typisch Al Nafuur. Wenn er Gelegenheit hatte zum Scherz, nutzte er sie aus.

»Ich hab schon gedacht, alles wäre nichts weiter als ein Traum«, fuhr der Unsichtbare in seinem Bewußtsein zu sprechen fort. »Ich konnte dich in der Welt des mikroskopisch Kleinen nicht mehr erreichen.«

»Ich hätte deine Hilfe dringend nötig gehabt, Al.«

»Tut mir leid, Björn… aber du hast es noch mal geschafft. Und das ohne meine Hilfe.«

»Wenn Skash der Magier nicht gewesen wäre…«

»Er war aber gewesen! Und dadurch ist einiges wieder ins Lot gekommen.«

Hellmark hörte die Stimme so deutlich, als stünde der Sprecher direkt neben ihm.

»… du beschäftigst dich mit ›Skrophuus‹, wie ich bemerke.«

»Dann weißt du etwas über ihn, Al?«

»Wissen ist zuviel gesagt. Es gibt da einige Erkenntnisse über ihn, nichts weiter sonst. Ich habe versucht, neue Einzelheiten über ihn herauszufinden. ›Skrophuus‹ ist ein Begriff aus der Sprache der Horron-Barbaren und bedeutet soviel wie ›Zelle aus dem Körper des Großen‹. Für das Wort ›Großen‹ kannst du auch – Myriadus setzen…«

Björn hatte das Gefühl, als würde jemand mit einer Rasierklinge über seinen Kopf fahren.

»Myriadus!«

Er war einer der Hauptdämonen.

»Der Tausendfältige, ja, Björn, der kann überall sein. Teile seines Körpers sind verstreut in alle Himmelsrichtungen wie Staubkörnchen, im Land Horron nannte man diese Zelle ›Skrophuus‹. Er kann klein sein wie eine Mikrobe und gigantisch wie ein Riese, der eine *ganze* Stadt zertrümmert, als wären die Häuser nur Bausteine, mit denen ein Kind spielt.«

»Es gibt zum Glück keinen ›Skrophuus‹ in unserer Welt, nicht wahr?«

»Genau das Gegenteil ist der Fall, Björn… ich habe es nicht miterlebt und kenne die Situation nur aus deinem Bewußtsein. Der Kampf in Horron, die Begegnung mit dem Barbar… sie war der auslösende Faktor. Wurzeln des ›Skrophuus‹ wurden durchgetrennt,

und er hat sich aus eigener Kraft schließlich befreit. ›Skrophuus‹ ist in deiner Welt, Björn…«

»Wo, Al?« Helimark schluckte. Langsam erhob er sich aus dem steinernen Thron und ging über die Stufen nach unten.

»Der Ort, Björn, ist mir unbekannt. Ich weiß nur, daß es Myriadus, dem Tausendfältigen, gelungen ist, die Grenzen zu überwinden. Er hat die Chance genutzt, auszubrechen und Horron zu verlassen, wo es für ihn nichts mehr gab, was ihn zuletzt gehalten hätte. Die Zeit wurde verändert. Das Leben in Horron hat sich von Grund auf gewandelt. Durch Skashs Eingreifen. Der Keim des Myriadus ist in deine Welt gekommen. Dies bringt neue, unkalkulierbare Gefahren mit.«

»Das ist meine Schuld«, sagte Björn Hellmark leise. »Ich habe mitgeholfen, die Wurzeln des ›Skrophuus‹ zu kappen…«

»Du hast nichts damit zu tun, die Umstände sind schuld daran.«

»Wo ist ›Skrophuus‹ jetzt? Es genügt mir eine ungefähre Angabe, Al.«

»Ich weiß es nicht. Ich würde es dir sonst sagen. Achte auf die Zeichen, wenn sie auftreten, sie sind unübersehbar.«

Hellmark merkte, wie die Stimme sich aus seinem Bewußtsein zurückzog. Al Nafuur wollte seinen Ausführungen noch etwas hinzufügen, doch dazu reichte die Zeit nicht mehr. Die Verbindung in jenes rätselhafte Zwischenreich brach zusammen. Al Nafuurs Geist mußte sich zurückziehen.

Soviel lag Hellmark noch am Herzen, worüber er mit seinem Geistfreund gern gesprochen hätte. Doch die Umstände waren gegen ihn.

Er war nach Marlos zurückgekommen, und der Kampf ging weiter. Die Machte der Finsternis ließen ihm keine Verschnaufpause.

Er hatte gehofft, durch die Ereignisse im Mikrokosmos einige Verwirrung und Veränderung hervorgerufen zu haben. Wahrscheinlich wußte Apokalypta noch gar nichts von diesen Umschichtungen, die sich ergeben hatten. Ihr Kontakt zu Horron erfolgte nur sporadisch. Die Dämonin war sicher überzeugt davon, daß er nicht mehr lebte. Auf diese Gewißheit wollte er seinen neuen Plan aufbauen, Apokalyptas derzeitigen Aufenthaltsort so schnell wie möglich herauszufinden versuchen und dann zuschlagen. Bei dieser Gelegenheit wollte er als rechtmäßiger Besitzer des magischen Schwertes wieder sein verlorengegangenes Eigentum zurückerobern.

Nun kam das mit ›Skrophuus‹ dazu…

Patrick und seine Mitarbeiter mußten informiert werden. Der Herausgeber der ›Amazing Tales‹ hatte überall in der Welt seine Informanten. Wo es außergewöhnliche Vorfälle gab, waren Patrick und seine Leute gleich zur Stelle. Auf diese Weise bekam Björn Hellmark auf der Insel Marlos verhältnismäßig schnell und aus erster

Hand Hinweise über Ereignisse, die nur in ganz wenigen Fällen nicht jenes Gebiet betrafen, auf dem er sich bewegte.

Wenn der ›Draht‹ zu Al Nafuur funktionierte, dann kam er auch noch früher zu Erkenntnissen. Aber leider geschah dies, nur in den seltensten Fällen.

Er erörterte die neu aufgetretenen Probleme gleich darauf im Kreis der Freunde.

Arson und Rani Mahay machten fast gleichzeitig den Vorschlag, abzugehen von dem bisherigen Arbeitsschema.

»Ak Nafuur hat sich eingeigelt«, murmelte der breitschultrige Inder. Auf seiner prachtvollen Glatze spiegelte sich die Sonne von Marlos. »Er will in Ruhe gelassen werden. Aus gutem Grund. Carminia und Danielle kümmern sich um ihn. Wahrscheinlich gefällt das dem alten Burschen.« Als er das sagte, spielte ein schmerzliches Lächeln um seine Lippen. Rani wußte ebenso wie die anderen, wie es um Ak Nafuur stand. »Wir haben im Moment einen Mitstreiter weniger. Aber eigentlich ist das falsch. Ich glaube eher, daß Ak durch die Arbeit, die er leistet, mehr als zehn andere Helfer ersetzt. Im Moment aber ist es wichtig, die Wege zu gehen, die uns zur Verfügung stehen, die Gegner nicht zum Verschnaufen kommen zu lassen. Wir wissen alle nicht, ob sie Informationen über unsere Rückkehr haben oder nicht.«

»Gerade das will ich so schnell wie möglich feststellen. Und wenn wir an den kritischen Punkten auftauchen und erkennen lassen, daß wir wieder mit von der Partie sind, wird sich wohl schnell einiges tun. Mit Arsons Zeitkugel könnten wir einen Flug in die Vergangenheit Xantilons machen, wie dies schon mal der Fall war. Würden wir einen Zeitpunkt vor oder nach unserer damaligen Ankunft wählen, hätten wir vielleicht die Gelegenheit, Apokalyptas Rolle von einst zu studieren und einen Hinweis auf den Verbleib des Schwertes zu erhalten. Es befand sich wie Apokalypta zuletzt in der Welt des Mikrokosmos. Dies wäre ein Weg. Der andere der, in unserer Gegenwart nach Apokalyptas Spuren zu suchen. Vielleicht ist die Chance, auf sie zu stoßen, sogar günstiger, als wir jetzt vermuten…«

»Gehen wir doch beide Wege«, kam Arsons Vorschlag, wie aus der Pistole geschossen. »Ich forsche in Xantilons Vergangenheit nach ihr in der Gegenwart dieser Welt.«

Sie besprachen Einzelheiten.

»Es gibt da ein Handicap«, wurde Björn ernst, »ich bin seit der Begegnung mit Nh'or Thruu nicht mehr so beweglich wie zuvor. Ich habe meine Fähigkeit eingebüßt, mich zu verdoppeln. Ich kann mich nicht mehr von Marlos allein entfernen, es sei denn…«

Der Gedanke kam ihm plötzlich, er setzte ihn sofort in die Tat um und unternahm den Versuch…

Er konzentrierte sich auf seinen Doppelkörper.

Nur eine Armlänge entfernt bildete sich eine schemenhaft wahrnehmbare Gestalt, die sich dann rasch verdichtete und scharfumrissene Konturen annahm.

Ein – zweiter Björn Hellmark entstand!

Björn sah sich wie in dreidimensionalem Spiegelbild. Er konnte es kaum fassen, daß sein Doppelkörper entstanden war.

Das war Macabros, der feinstoffliche Leib, der zur gleichen Zeit handeln und aktiv sein konnte, den er jetzt – wenn er das wollte – an jeden beliebigen Ort der Welt befördern konnte, ohne selbst auch nur ›einen Schritt‹ zu gehen.

»Nh'or Thruu, der Wahnsinnige von Zoor, konnte den Bann nur in seiner eigenen unheimlichen Welt auslösen«, murmelte der blonde Mann mit dem braungebrannten Gesicht. »Und auch nur dort konnte er mir die Fähigkeit nehmen, mich zu verdoppeln und meinen Zweitkörper nach Bedarf auszusenden. In meiner Welt aber wirkt der Bann nicht nach. Ich bin frei, ich kann handeln. Meine Fähigkeit war die ganze Zeit über nach der Begegnung mit Nh'or Thruu lediglich verkümmert und auf die Welt des Mikrokosmos' begrenzt.«

Ein Stein fiel ihm vom Herzen.

Er löste Macabros wieder auf und sprach mit den Freunden über das weitere Vorgehen. Arson entschloß sich, allein in die Vergangenheit zu reisen, während Rani Hellmark auf der Suche nach ›Skrophuus‹ und dem ›Schwert des Toten Gottes‹ begleiten sollte.

Genau zu diesem Zeitpunkt kam Pepe, Hellmarks dunkelgelockter Adoptivsohn, auf sie zugerannt.

Der Junge machte einen völlig aufgelösten Eindruck.

»Björn!« rief er schon von weitem. »Björn – Jim ist weg…«

»Das ist kein Grund, so aufgeregt zu sein, Pepe. Ich kann mich an viele Situationen erinnern, da bist du weg gewesen, ein kleiner Bummel durch London oder Paris, ein Abstecher auf den Flohmarkt nach Amsterdam, und so weiter, auf Abenteuerreise in den Dschungel oder an die See, mit und ohne Gitarre, na, ich könnte die Liste ohne viel Anstrengung noch weiter aufzählen.«

Pepe verdrehte die Augen. »Das alles ist ja noch etwas Natürliches. Aber daß Jim weg ist, hat doch einen ganz anderen Grund.«

Die Wahl der Worte und der Ernst, mit dem sie vorgetragen wurden, machten Björn Hellmark stutzig.

Im Gegensatz zu Pepes abenteuerlichen Ausflügen in die ganze Welt, war der Aktionsradius Jims insofern beschränkt, daß der junge Guuf praktisch in großen Städten nur in der Nachtzeit – und da noch mit höchster Vorsicht – und an einsamen Orten auch bei Tageslicht auftauchen konnte. Jims Äußeres erschreckte die Menschen. Er wirkte wie ein Dämon, war aber sonst scheu und empfindsam und fürchtete die Menschen.

Jim und Pepe waren dicke Freunde. So war es gekommen, daß – außer bei den Nachrichtenübermittlungen von Richard Patrick zu den Menschen auf Marlos – keiner ohne den anderen etwas auf eigene Faust unternahm.

Wenn Jim wirklich allein die Insel verlassen hatte, dann aus einem triftigen Grund.

»Was für einen Grund, Pepe?« fragte Björn.

»Es muß mit der verflixten Höhle zusammenhängen…«

Zwischen Hellmarks Augen entstand eine steile Falte. »Ist zum erstenmal, daß ich etwas von einer Höhle höre.«

»Kein Wunder, du warst lange Zeit weg, und inzwischen gab es nach deiner Rückkehr noch keine Gelegenheit, dich wegen Jims Zustand anzusprechen.«

»Jims Zustand? Nun packe endlich aus, Pepe, und rede nicht um den heißen Brei herum! Was ist mit Jim? Daß irgend etwas anders sein sollte, ist mir ganz neu…«

»Er war in der letzten Zeit sehr komisch, Björn, er hat immer von einer Höhle gesprochen.«

»Was ist das für eine Höhle, und wo soll sie sein?«

Pepe zuckte die Achseln. »Keine Ahnung. Davon hat er nie gesprochen, er hat mich nur wissen lassen, daß seit kurzem mit ihm etwas nicht mehr stimme. Er hatte so etwas wie Tagträume. Er hatte das Innere einer Höhle vor Augen und behauptete, diese Höhle hätte etwas mit ihm oder dem Guuf zu tun.«

»Weiter, Pepe…«

»Das ist eigentlich schon alles, Björn. Er wollte diese Höhle suchen.«

»Dann muß er doch einen Anhaltspunkt gehabt haben.«

»Möglich, aber er hat mir keinen gegeben.«

Etwas Neues kam hinzu, das Björn beschäftigte.

Jim, der Guuf, hatte auf eine Art und Weise die Insel verlassen, die man als ungewöhnlich bezeichnen mußte.

Jim war auf der Suche nach etwas.

»Wann hat er zum erstenmal von der Höhle gesprochen.?« fragte Björn.

»Kurz vor deiner Rückkehr.«

War dies Zufall oder stand es tatsächlich mit seinem letzten Abenteuer in Zusammenhang?

Björn hielt das letztere nicht für absurd. Er hatte gelernt, scheinbar weit auseinanderliegende Dinge miteinander in Verbindung zu bringen. In der Welt der Dämonen war nichts unmöglich.

Sie gingen zusammen mit Arson und Rani. Mahay in die Hütte, die Jim gehörte.

Alles war unverändert. Der Guuf hatte keine Nachricht

hinterlassen.

»Wie hat er die Insel verlassen, Pepe? Weißt du etwas darüber? Mit normaler Teleportation oder mit Hilfe des Geistspiegels des Hestuus?«

»Ich weiß nicht mal das… so wenig mitteilsam wie mit der Höhle hat Jim sich noch nie verhalten. Ich habe kein gutes Gefühl, Björn…«

»Ich auch nicht, Pepe, da ist etwas faul. Wenn wir wenigstens einen Anhaltspunkt hätten.«

*

Er war selbst überrascht, als er das Gebüsch auseinanderdrückte.

Zwischen den Blättern erschien ein furchteinflößendes Antlitz.

Es war kugelrund, wies zwei große, runde Augen auf, ein breites, zähnestarrendes Maul, das aussah, als würde es grinsen. Auf dem kahlen Kopf wuchs ein hornartiger Kamm bis tief in den Nacken.

Das war Jim, Sohn einer menschlichen Mutter und eines dämonischen Vaters.

Wer Jim so sah, wäre zu Tod erschrocken. Sein Äußeres widersprach allen Normen.

Er wußte selbst nicht, wo er sich befand.

Er hatte sich ganz auf die Lage und das Aussehen jener Höhle konzentriert, die er seit Tagen vor seinem geistigen Auge sah. Und von Tag zu Tag hatte sich der Eindruck verstärkt, waren die Konturen schärfer geworden.

Für ihn hatte schließlich nicht mehr der geringste Zweifel daran bestanden, daß er auf Anhieb dort ankommen würde, wohin er wollte.

Aber dies hier war alles andere als das Innere einer Höhle. Er war mitten in unbekanntem Dschungel gelandet.

Das Kreischen fremdartiger Vögel, die typischen Geräusche der Wildnis, die Tag und Nacht die gleichen blieben, umgaben ihn. Äste und Zweige knackten, Affen und Papageien schrien um die Wette, durchs Unterholz lief ein Tier, das Jim nur flüchtig wahrnahm.

In welchem Urwald befand er sich?

Bedachtsam löste sich der junge Guuf, der bei Björn Hellmark, dem Herrn von Marlos, eine neue Heimat gefunden hatte, von der Stelle, an der er angekommen war.

Er blickte aufmerksam in die Runde und kämpfte sich mit bloßen Händen durch das hüfthoch stehende Gras und Gestrüpp.

Der Boden unter seinen Füßen war verhältnismäßig eben, und unweit von seiner Ankunftsstelle plätscherte Wasser. Offenbar eine Quelle oder ein kleiner Bach.

Die Baumriesen, die ihn umgaben, standen so dicht, daß ihre Wipfel einander berührten und ein undurchdringliches Blätterdach über ihm bildeten.

Dem Sonnenstand nach zu urteilen war es Nachmittag. Das Tagesgestirn stand hoch am Himmel. Dennoch herrschte hier in der tropischen Wildnis stetige Dämmerung.

Jim ging Schritt für Schritt weiter und war auf der Hut. Beim Auftreten einer Gefahr konnte er sich sofort nach Marlos zurückversetzen. Obwohl er, um seinen Zielort genau zu treffen, durch den Geistspiegel des Hestuus gekommen war, konnte er von hier aus jederzeit nach Marlos zurück, auch wenn sein augenblicklicher Aufenthaltsort ihm nicht bekannt war.

Um anzukommen, war der Zielpunkt nötig – und den kannte er schließlich genau.

Da mußte etwas schiefgegangen sein. Jim hatte keine Erklärung dafür, wieso er in der Wildnis saß, obwohl er doch in eine Höhle gewollt hatte. Hier war weit und breit nichts von einer solchen zu sehen.

Ganz sinnlos jedoch konnte diese seltsame Reise nicht sein. Der Endpunkt einer Teleportation durch den Geistspiegel war immer bedeutsam im Zusammenhang mit Dämonen und bösen Geistern aus der schwarzen Welt Rha-Ta-N'mys. Jedes Segment führte an eine Stelle in der Welt, die gewissermaßen ein wichtiger ›strategischer‹ Punkt im Plan der Dämonen noch darstellte oder vor undenkbar langer Zeit gewesen war.

Jim blieb stehen. Es war also sinnlos weiter zu gehen und wichtiger, jene Stelle zu untersuchen, an der er angekommen war.

Er wandte sich um und wollte zurückgehen, als er stutzig wurde.

Er hörte ein Geräusch.

Dumpfes, leises Trommeln, das rasch lauter wurde.

Es kam aus der Nähe!

Jim hielt den Atem an.

Monotoner Gesang mischte sich unter das Trommelgeräusch. Füße stampften auf dem Boden. Die Vögel in der Nähe flogen erschreckt auf und stellten ihren Gesang ein. Sogar die kreischenden Papageien und Affen verstummten.

Der Kugelkopf bahnte sich einen Weg durch die wildwuchernde Pflanzenwelt und lief in Richtung des Lärms.

Im mannshohen Buschwerk blieb er geschützt stehen, als er flackernden Feuerschein und hüpfende Schatten wahrnahm.

Hinter den Büschen befand sich eine Lichtung.

An ihrem Rand standen – halb von überhängenden Lianen und schmarotzenden Pflanzen bewachsen – strohgedeckte Hütten.

Ein Eingeborenendorf.

Etwa zehn schwarze Gestalten – ausschließlich Männer – umtanzten zwei Totempfähle, an denen Gefangene gefesselt waren. Es handelte sich um einen Mann und eine Frau.

Sie war ohnmächtig, der Mann zerrte verzweifelt an seinen Fesseln. Die beiden Gefesselten waren, ihrer Kleidung nach zu urteilen, Forscher und durch irgendwelche unbekannten Gründe in die Hände dieses kriegerischen Stammes gefallen.

Die Tänzer sahen furchterregend aus.

Ihre Gesichter waren grell bemalt, und ihre Körper hatten sie mit einem übelriechenden Öl eingerieben. Die Haut glänzte, und der Geruch stieg Jim in die Nase, der noch gut fünfzehn Schritte vom Tanzplatz entfernt stand.

Die Tänzer waren mit langen Speeren bewaffnet. Die Griffe zierten rote und grüne Bänder und eine Art Fetisch.

Jim kam das Geschehen vor wie die unwirkliche Szene in einem spannenden Abenteuerfilm.

Zwei an Totempfähle gebundene Weiße wurden von bewaffneten Eingeborenen bedroht. Feuer brannte mitten auf dem Platz, und die ganze Atmosphäre hatte so etwas Unwirkliches, Bizarres an sich, daß man sie gar nicht ernst nehmen wollte.

Jim kniff sich in den Arm und spürte den Schmerz. Nein, er war hellwach – dies war kein Traum.

Und es war auch kein Traum, daß genau in diesem Moment zwei Eingeborene mit angewinkelten Speeren auf die beiden Opfer zuliefen, um sie zu durchbohren, und daß die Totempfähle, die Jim erst jetzt genauer anschaute, genauso aussahen wie er, der Kugelkopf!

*

Genau zu dieser Zeit geschah einige hundert Meilen weiter nordwestlich etwas derart Absonderliches, daß man es einen Tag später in allen Zeitungen las.

Buntes Treiben in Tanger.

Touristen bevölkerten die Hafenregion, neue Schiffe trafen ein und brachten Ausflügler aus Algeciras und Gibraltar.

In den engen, schattigen Gassen, wo Händler ihre farbenfrohen Stände aufgeschlagen hatten, wurden die Waren angepriesen, wurde gefeilscht und verkauft.

Vom Hafen näherte sich ein holpriger Handkarren, den ein Junge zog. Der Wagen war randvoll mit frischen Fischen, die zum Bazar gebracht werden sollten.

Da geschah das Unheimliche!

Die Plastikhaut, mit der die Ladung abgedeckt war, flog plötzlich zur Seite. Ein großer Fisch rutschte über den Rand und klatschte auf die Straße, einem jungen Mädchen, das überqueren wollte, genau vor die Füße.

Die Fremde, dunkelhaarig, grazil, bekleidet mit einem getupften,

weit ausgeschnittenen Sommerkleid, gab vor Schreck einen Schrei von sich.

Auch dem Jungen, der den Karren zog, war trotz des allgemeinen Lärms der Vorfall nicht entgangen.

Er blieb stehen und lief zurück, um den großen Fisch aufzuheben und mitzunehmen.

In dem allgemeinen Menschengewimmel, wo jeder mit sich selbst beschäftigt war, wurde das Ereingis nur von wenigen Menschen beobachtet.

Aber wer Zeuge wurde, den packte das kalte Grausen.

Die junge, dunkelhaarige Touristin sah noch, daß der halbwüchsige Marokkaner sich bückte und nach dem Fisch griff.

»Nix Angst haben… Frau…«, sagte der Knabe in gebrochenem Deutsch. Mit Kennerblick registrierte er, woher die Touristin stammte. Er grinste von einem Ohr zum anderen. »Fisch tot, er nix kann beißen, wenn gebraten, schmecken ganz wunderbar.«

Er sollte unrecht behalten.

Der Fisch war plötzlich von gespenstischem Leben erfüllt. Als der Junge zupacken wollte, sprang das glitschige Tier an seiner Hand vorbei, stieg blitzschnell in die Höhe und der schlanken Unbekannten direkt an den Hals.

Im nächsten Moment biß sich der Fisch an ihrer Kehle fest.

*

Einige Umstehende erstarrten, andere brachen in Lachen aus, weil sie der Meinung waren, dem Jungen wäre der kalte, glitschige Fischleib aus den Fingern geglitten. Sie bekamen nicht mit, wie die Dinge sich wirklich abspielten.

Die Frau schrie gellend auf. Ruckartig schossen ihre Hände nach vorn und versuchten den kräftigen Fisch vom Hals zu lösen.

Der hatte aber seine Zähne tief in ihr Fleisch geschlagen und schlug wie ein Pendel vor ihrer Brust hin und her.

Das Mädchen geriet in Panik, rannte los, schrie um Hilfe und lief in eine der düsteren, engen Gassen.

Sie war wie von Sinnen, als verfolgten sie Furien.

Niemand hielt sie auf. Ehe die meisten begriffen, was eigentlich los war, stürzte die Touristin durch einen niedrigen Durchlaß und fiel in einen dunklen Hof. Die Tür zu dem weißen, schmalbrüstigen Haus, das sich an die anderen schmiegte, stand offen.

Ein Ehepaar saß in dem kleinen Wohnraum.

Der Mann blätterte in einer Zeitung, die Frau war mit Handarbeit beschäftigt.

Die Fremde stand plötzlich vor ihnen, totenbleich im Gesicht, die

Augen vor Entsetzen weit aufgerissen.

Ein dumpfes Gurgeln brach aus ihrer Kehle, als sie sekundenlang stand, beide Hände um den glitschigen Fischleib gelegt, aber unfähig, ihn von sich zu reißen und fortzuwerfen.

Die Frau machte auf dem Absatz kehrt, als der Zeitungsleser wie von einer Tarantel gebissen in die Höhe schnellte.

»Was soll das? Wer sind Sie? Was wollen Sie in meinem Haus?« Der Marokkaner lief völlig verwirrt auf die Eingedrungene zu.

Die verschwand in der dunklen Seitennische. Dort führten Stufen nach oben und nach unten in den kühlen, finsteren Keller. Die klapprige Holztür war mit einem einzigen Ruck geöffnet.

Nicht mehr die Frau schien zu handeln, sondern der unheimliche Fisch, der inzwischen seine Pendelbewegung eingestellt hatte und so eng an ihrem Körper lag, als wäre er in der Zwischenzeit angewachsen.

Ein Verfolger, der Zeuge des Dramas geworden war, ebenfalls ein Deutscher, und der kleine Junge, der die Welt nicht mehr begreift, tauchten im schattigen Innenhof des weißen Hauses auf.

Der Besitzer lief zuerst in den Keller, die anderen folgten und wollten der Frau helfen.

Ahmid Hassuk sah die hellhäutige Gestalt im langen Korridor des Kellers verschwinden.

»So bleiben Sie doch stehen, Madame!« rief er hinter ihr her, daß es laut durch die kahlen Räume hallte.

Spinngeweb hing von der Decke, große, schwarze Käfer und anderes Ungeziefer liefen über die gekalkten Wände, in denen Hunderte kleine Löcher und Risse waren, geeignete Verstecke für diese Lebewesen.

Gleich hinter Hassuk kam der Deutsche, Peter Legrell, und dann folgte Hassan, der Fischerjunge, der Ahmid Hassuk kannte und dem er alles erklären zu können hoffte.

Der Hausbesitzer erreichte atemlos das Ende des Korridors. Links und rechts befanden sich zwei Nischen. Die eine führte tief in die Wand hinein und stellte schon mehr eine kleine, hohe Kammer dar. In ihr lagen mehrere Kisten und Kasten aufeinander. Welchem Zweck sie dienten und weshalb Hassuk sie aufhob, wußte der wahrscheinlich selbst nicht.

Der Mann knipste den Lichtschalter an. Eine Birne an der Decke spendete schwaches, gelbliches Licht.

»Madame, wo sind Sie? So kommen Sie doch heraus?!«

Hassuk blickte sich verwirrt um.

Legrell tauchte hinter ihm auf.

»Was geht hier vor? Was hat das alles zu bedeuten?« fragte der Marokkaner.

»Ich kann es dir erklären, Ahmid«, schaltete sich der Fischerjunge ein. »Angefangen hat es damit, daß ein Fisch aus meinem Karren rutschte.« Er sprach seine Geschichte so schnell herunter, daß Hassuk nur die Hälfte verstand, es ihm aber zu dumm schien, noch mal zu fragen.

Das Ganze blieb trotz Erklärung ein Rätsel.

Von der Fremden war nicht mehr die Spur zu sehen!

Das verwirrte den Marokkaner noch mehr als die Tatsache, daß ein toter Fisch an die Kehle der Frau gesprungen war.

»Sie muß doch irgendwo sein. Sie kann sich doch nicht in Luft aufgelöst haben!«

Er starrte auf den großgewachsenen Fremden, der fast zu gleicher Zeit wie Hassan in das Haus gelaufen war.

Hassuk schüttelte den Kopf und fuhr sich mit der Hand durch das wuschelige, dichte Haar.

Die Fremde konnte unbemerkt aus dem Keller nicht entkommen sein. Bis vor wenigen Sekunden hatte er sie noch gesehen. Hier hinten gab es keine Tür, die in einen anderen Raum mündete, geschweige einen Ausgang, der aus dem Haus führte.

Und den Weg retour war sie auch nicht gekommen. Da wäre sie ihnen in dem schmalen, düsteren Korridor genau in die Arme gelaufen.

Ratlosigkeit und Verwirrung kennzeichneten das Gesicht des Mannes, als er damit begann, hastig die Holzkisten auseinander zu zerren. Es war fast unmöglich, daß die Fremde in der kurzen Zeit in der Nische verschwand – aber es kam ihm logischer vor als die Wahrscheinlichkeit, sie könnte überhaupt nicht mehr da sein.

In der Nische war sie allerdings nicht. Nur Spinnen und Käfer krabbelten in höchster Erregung nach allen Seiten davon, als sie so plötzlich mit dem einbrechenden Licht konfrontiert wurden.

Ahmid Hassuks Kehle entrann ein Stöhnen.

»Sie ist nirgends auffindbar, das ist schon Hexerei!«

*

Die Sache ließ ihm keine Ruhe.

Er stellte sämtliche Kellerräume auf den Kopf und durchsuchte sie systematisch bis vor zur nach oben führenden Treppe.

Der Deutsche verließ achselzuckend das Haus, der Fischerjunge sah blaß und verstört aus.

Die vielen Käfer, die um seine nackten Füße krabbelten, störten ihn schon gar nicht mehr. Mit Ratten, Mäusen und anderem Ungeziefer zu leben, daran war er gewöhnt. Manchmal verirrte sich sogar ein Skorpion oder gar eine Schlange unter oder auch mal in sein

Bett. Das gehörte zum Alltag in einer Stadt wie Tanger.

Es störte ihn noch, daß ein Käfer sich an seinen Fußknöchel setzte und dort sitzen blieb, bis er wieder auf die Straße lief.

Hassan kehrte zu seinem Wagen zurück, um die Fische auf schnellstem Weg zu dem Händler zu bringen, der sie erwartete und vor allem auch noch verkaufen wollte, ehe fette Schmeißfliegen sie auffraßen.

Der Käfer ließ sich einfach los, kullerte über den Fuß des Jungen, lief dann schnell am äußersten Rand eines Hauses entlang und benutzte geschickt Kerben und Spalten in der Mauer, um weiter in die Stadt zu gelangen.

Hassan nahm die Lenkstange seines Karrens wieder auf und bahnte sich einen Weg durch das Menschengewimmel.

Die meisten Passanten, Einwohner und Touristen, hatten den Vorfall mit Fisch und Mädchen gar nicht mitbekommen. Die ihn beobachtet hatten, machten sich keine großen Gedanken mehr darüber – außer vielleicht Peter Legrell, der an einer Hausecke stand und mit eigenen Augen gesehen hatte, daß die junge Unbekannte verschwunden war, als sei sie Luft.

Die Reaktion des Marokkaners Ahmid Hassuk gefiel ihm nicht. Er hatte die ganze Angelegenheit einfach hingenommen. Es wäre seine verdammte Pflicht und Schuldigkeit gewesen, die Polizei zu benachrichtigen. Aber er hatte dafür keine Veranlassung gesehen.

Legrell zündete sich nachdenklich eine Zigarette an und beobachtete eine Weile das Treiben vor dem Hafen und in den Gassen.

Er sah dem Jungen nach und nahm sich vor, bei Einbruch der Dunkelheit noch mal einen Blick in Hassuks Haus zu werfen. Das Verhalten des Mannes gefiel ihm nicht.

Legrell hielt sich seit drei Tagen in Tanger auf. Es war nicht seine erste Reise nach Nordafrika, und er wußte sehr wohl um die Gefahren für einen Europäer, der auf eigene Faust etwas unternahm.

Legrell wurde das Gefühl nicht los, daß er durch Zufall Zeuge eines Geheimnisses geworden war, das er unbedingt näher ergründen mußte.

Er dachte an Mädchenhandel.

Es wäre schließlich nicht das erste Mal, daß alleinreisende junge Mädchen in Afrika verschwanden. Er mußte auf der Hut sein, wenn er hier auf eigene Faust Nachforschungen betrieb. Mit solchen Dingen war nicht zu spaßen, sie konnten ihn das Leben kosten.

Noch einige andere merkwürdige Gedanken gingen ihm durch den Kopf, aber auch sie waren von der Wirklichkeit so weit entfernt, wie Legrell sich das nicht vorstellen konnte.

Er hätte schon über eine besonders blühende Phantasie und einen Röntgenblick á la Superman verfügen müssen, um das, was er durch

Zufall eine Viertelstunde später sah, in Verbindung mit dem zuvor Geschehenen zu bringen.

Ein LKW mittlerer Größe verließ ein Lagerhaus. Das klapprige, dunkelblaue Auto war beladen bis an die äußerste Grenze seiner Belastbarkeit. Zwei staubbedeckte Männer hockten auf den Kisten und Packen, die mit Seilen festgezurrt waren.

Der Wagen rollte über die holprige Straße in Richtung Fes davon.

Auf den Kisten und Metallfässern, die zu einem Verkäufer in die Hauptstadt gebracht wurden, krochen Fliegen und anderes Ungeziefer herum.

Ein schwarzer Käfer krabbelte über einen Sack mit Weizenmehl.

Der Chitinpanzer glänzte unter dem Licht der Sonne, die schräg am Himmel stand, aber fast immer unerträglich in diesen Breiten brannte.

Dieser Käfer, der mysteriöse Fisch aus dem Karren Hassans und die junge deutsche Touristin standen in engem Zusammenhang.

Wenn man genau hinsah, konnte man den stumpfen Punkt, der aussah wie ein dickes Staubkorn, auf dem prallen, schillernden Chitinpanzer wahrnehmen.

Das Seltsame daran war, daß der Käfer, der wenig später in eine schattige Spalte zwischen den Säcken kroch, seine Form veränderte.

Er wurde eiförmig, die dicken Flügel verschmolzen mit dem Körper, und an ihrer Stelle zeigten sich dicht nebeneinander liegende dünne Fäden, die den Leib völlig zu umgürten schienen bis auf den dottergelb schimmernden Spalt, der wie ein Tor in eine fremde, winzige Welt wirkte.

Das eiförmige Etwas mit dem verdörrten »Staubkorn« an seiner Oberfläche, in der Legrell und auch keiner der Männer auf dem Wagen jemals wieder die junge deutsche Touristin erkannt hätte, war ›Skrophuus‹, die Zelle von Myriadus, dem Tausendfältigen.

*

Jim, der Guuf, handelte mechanisch.

»Aaiiieee!« brüllte er mit voller Lautstärke und brach gleichzeitig aus dem Gebüsch.

Sein Auftauchen hatte eine im wahrsten Sinn des Wortes verheerende Wirkung.

Die zehn Tänzer standen wie vom Donner gerührt. Zwei, drei Sekunden wirkten sie wie versteinert.

Dann warfen sie die Arme in die Höhe, schrien auf und rannten wie von Furien gehetzt davon. Einige Eingeborene schleuderten voller Entsetzen ihre Speere in den Boden oder ließen sich einfach fallen.

Die Schwarzen verschwanden in den Büschen. Keiner suchte die umstehenden Hütten auf.

Außer dem prasselnden Feuer mitten auf dem Tanzplatz herrschte eine geradezu unheimliche Ruhe.

Jim nutzte das Überraschungsmoment aus.

Er wandte sich den beiden Gefangenen an den Totempfählen zu. Der Mann starrte ihm aus einer Mischung unverhohlener Neugier, Verwirrung und Angst entgegen.

Jim vermied es, den Blick auf die Totempfähle zu richten. Aber ganz vermeiden konnte er es nicht, während er einen Speer packte und mit der scharfen Spitze die Fesseln aufstemmte.

Der Mann taumelte nach vorn. »Danke«, murmelte er auf englisch.

Jim befreite auch die Frau. Die Ohnmächtige fiel ihm in die Arme. Er reichte sie kurzerhand an den Engländer weiter.

»Hier, Sir… kümmern Sie sich um die Frau und nützen Sie die Zeit, die uns zur Verfügung steht, im Moment ist alles durcheinander, daß Sie fliehen können. Wo befindet sich Ihr Lager?«

»Etwa zwanzig Meilen weiter westlich, wer sind Sie? Warum tragen Sie eine solche Maske, können Sie sie nicht…«

»Abnehmen?« Jim erriet, was der andere sagen wollte. »Nein! Ausgeschlossen, der Stamm fürchtet diese Maske.«

»Mein Name ist Fred Mason. Ich komme aus dem Dorf Dobala. Dort ist unsere Expedition aufgebrochen. Wir hatten einen Hinweis erhalten, daß in dieser Gegend ein Stamm sein soll, der eine eigenartige Gottheit verehrt. Meine Frau und ich sind diesen bisher unbestätigten Gerüchten nachgegangen.« Er blickte auf die Totempfähle, die die Gestalt zweier Kugelkopfmenschen aufwiesen. Die Gestalten waren lebensgroß aus dem harten Holz herausgemeißelt. Die Figuren überragten Jim um Haupteslänge. »Eine gute Idee«, murmelte er plötzlich, während sein Blick zu Jim wanderte und ihn mit dem Aussehen der Götzen-Totems verglich. »Sie müssen glauben, daß ihr unheimlicher Gott zum Leben erwacht ist und nicht mit ihrem Handeln einverstanden war. Unser letztes Lager, in dem wir uns aufhielten, bevor wir überfallen wurden, ist schnell zu erreichen. Dort haben wir auch Waffen. Wir können uns in Sicherheit bringen und dann noch mal versuchen, einen Vorstoß zu diesem Stamm zu unternehmen…«

»Darüber läßt sich später sicher mehr sagen«, fiel Jim dem Mann ins Wort »Bringen Sie sich in Sicherheit! Ich komme nach. Ich habe hier noch etwas zu erledigen, das keinen Aufschub duldet.«

Er verstand es vortrefflich, seine wahren Gefühle unter Kontrolle zu halten.

Mason verschwand mit seiner Frau in der Wildnis.

Der Platz zwischen den strohgedeckten Hütten und den Totems war bis auf den Guuf wieder menschenleer.

Jim wußte nur zu gut, daß er seinen unerwarteten Erfolg weniger

seinem schrillen Schrei als seiner Erscheinung zu verdanken hatte. Er hatte einkalkuliert, daß sein Aussehen eine überraschende Wirkung haben würde, aber daß er für die Eingeborenen dieses rätselhaften Stammes gewissermaßen etwas › Bekanntes ‹ darstellte, daran hätte er im Traum nicht gedacht.

Die Eingeborenen kannten die Rasse der Guuf und verehrten sie als Götter! Daran gab es keinen Zweifel. Aber wie war diese Verehrung zustande gekommen? Auf welche Weise hatte sich der erste Kontakt abgespielt, welche Rolle spielten die Kugelköpfe in der Religion der Eingeborenen?

Jim blickte angespannt in die Runde, hielt noch immer eine Lanze in der Hand und näherte sich der mittleren, ein wenig nach vorn stehenden Hütte.

Es wäre nur logisch, wenn außer den männlichen Angehörigen des Stammes auch noch Frauen und Kinder da waren. Von ihnen hatte er bisher nichts bemerkt.

Sie konnten nur in den Hütten sein.

Vorsichtig näherte Jim sich dem Eingang. Ein buntgefärbter Vorhang verschloß ihn. Er schob ihn zur Seite.

Jim blieb absichtlich seitlich stehen, um von einem eventuellen Angriff auf ihn nicht überrascht zu werden.

Doch nichts geschah, alles blieb still.

Konnte es sein, daß sein Auftauchen das Leben im Urwalddorf derart gelähmt hatte, daß die Eingeborenen vor Angst schlotternd in ihren Hütten hockten und nicht wagten, dem zum Leben erwachten Abbild ihres Götzen gegenüber zu treten?

Dann fürchteten sie ihn, und das mußte seinen Grund haben, in Erfahrungen, die weit zurücklagen und in der Mythologie dieses Stammes offensichtlich eine große Bedeutung spielten.

Also hatten Jims Auftauchen doch einen realen Hintergrund! Die Vision einer Höhle, die etwas mit seinem Leben oder seiner Rasse zu tun hatte, war zwar nicht bestätigt worden, doch schien dieser Fleck Erde etwas mit den Guuf zu tun zu haben. Intuitiv hatte es ihn in die Ferne gezogen, ohne daß er darüber eine genaue Auskunft geben könnte. Es schien, als wäre er nur einer Ahnung, einem Ruf gefolgt.

Als sich nach zwei Minuten noch immer nichts in der Hütte rührte, machte er einen Vorstoß.

Vorsichtig streckte er seinen Kopf nach vorn und starrte in die dunkle Hütte.

Außer einigen primitiven Tongefäßen und -schalen standen noch zwei kindergroße Holzfiguren in der Hütte.

Das gedämpfte Tageslicht, das langsam schwand, je tiefer sich die Sonne zum Horizont neigte, im Innern der Hütte reichte aus, um Einzelheiten zu erkennen.

Jim betrachtete die Schnitzereien genau. Zum Glück hatten sie keine Ähnlichkeit mit den Guuf-Totems draußen. Es gab also auch noch andere ›Modelle‹ nach denen sich diese Eingeborenen richteten.

Die Hütte bestand aus zwei ›Kammern‹, die voneinander durch Vorhänge getrennt waren. In der vorderen hielt sich kein Mensch auf.

In der hinteren?

Jim durchquerte auf Zehenspitzen den vorderen Raum und schlug dann blitzschnell den zweiten Vorhang zurück.

Dunkelheit!

Ein seltsamer Geruch. Nach Schweiß und ranzigem Öl.

Dann war da noch der Duft von getrockneten Kräutern, der sich intensiv bemerkbar machte.

Eine Schlafkammer, versehen mit einem einfachen Strohlager, zu dem das grob gezimmerte Regal an der Wand einen eigenwilligen Kontrast bildete.

Was in dem Regal stand, stellte für Jim eine weitere Überraschung dar: Gekonnt gearbeitete Schnitzereien. Kleine Elefanten und Menschen, Gefäße, wilde Tiere, wahre Kostbarkeiten, die das Herz eines Sammlers höher schlagen ließen.

Aber es gab noch mehr, und das war erstaunlicher.

Mitten auf dem Regal stand eine vergilbte Fotografie, die in einem unansehnlichen Metallrahmen steckte. Das Glas war entfernt. Das Foto machte einen sehr alten Eindruck. Links und rechts neben der Aufnahme standen zwei messingfarbene Kerzenständer, in denen dünne Kerzen steckten.

Neugierig trat Jim näher, um sich das Bild aus nächster Entfernung zu betrachten.

Es handelte sich um eine blonde, junge Frau, die mit verführerischem Lächeln vor einem blühenden Baum stand. Sie trug ein offenherziges Sommerkleid mit weit schwingendem Rock. Die schöne Unbekannte war zum Zeitpunkt der Aufnahme höchstens vierundzwanzig oder fünfundzwanzig Jahre alt.

Sie lachte in die Kamera, hatte hübsche, ebenmäßige Gesichtszüge und lückenlose Zahnreihen.

Jim glaubte, seinen Augen nicht trauen zu dürfen.

Die Fotografie einer Europäerin, einer Weißen – in der Hütte eines Eingeborenen irgendwo tief in der Wildnis Afrikas…

Wie kam sie hierher?

Jim hatte keine Gelegenheit mehr, darüber Gedanken anzustellen oder seine Umgebung weiter zu ergründen.

Der Angriff erfolgte wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Das Unheil abzuwehren oder sich mit einem schnellen Gedanken auf die unsichtbare Insel zu versetzen, blieb Jim versagt.

Ein stumpfer Gegenstand krachte auf seinen Hinterkopf.

Der junge, ahnungslose Guuf taumelte nach vorn. Vor seinen Augen wurde es Nacht. Instinktiv suchte er nach einem Halt. Er konnte das Regal nicht mehr fassen. Mit dem Kopf nach unten stürzte Jim auf das Lager, spürte, hörte und sah nichts mehr.

In der Dunkelheit hinter ihm stand ein Mann. Groß, breitschultrig, ein wahrer Hüne.

Er war weißhäutig – ein Europäer…

*

Von Anfang an erschien Björn Hellmark das Verschwinden Jims nicht ganz geheuer.

Alle möglichen Quellen zapfte er an, um an Informationen heranzukommen, die ihm eventuell bei der Suche nach dem Guuf behilflich sein konnten.

Eine Tatsache stand nach wie vor im Mittelpunkt der Ereignisse um Jim: Es ging um eine mysteriöse Höhle, die er aus irgendeinem unerfindlichen Grund mit seiner Person in Verbindung brachte.

In einem weiteren, eingehenden Gespräch mit Pepe gewann Björn den Eindruck, daß Jim offenbar ganz am Anfang seiner visionären Tagträume geglaubt hatte, die Höhle könnte etwas mit Hellmarks Schicksal in der Mikroweit zu tun haben. Dann war Björn jedoch durch Skashs Auftauchen aus seinem Dilemma befreit worden und nach Marlos zurückgekehrt. Dennoch waren Jim Visionen geblieben, und die Höhle, die er nicht näher beschrieben hatte, stand weiterhin im Mittelpunkt seines Denkens.

Hellmark war sehr ernst. Irgendwann – das hatte er gewußt – würde sich mit Jim eine Wandlung vollziehen. Die Guuf waren in der fernen Vergangenheit treue und ergebene Diener des Bösen gewesen. Dies war so schlimm, daß man sie selbst unter dem Sammelbegriff ›Dämonen‹ fand. Wichtige strategische Informationen waren ihnen bekannt. Jim, dessen Vater ein dämonischer Guuf aus der Vergangenheit war, hatte dieses Wissen bei der Zeugung seines Sohnes weitergegeben. Es gehörte zur Eigentümlichkeit der Guuf, Wissen bei der Zeugung weiter zu geben. Spätestens in der dritten Stunde, als der in die Gegenwart eindringende Guuf versucht hatte, Jim den Garaus zu machen, war dem Herrn von Marlos dies klar geworden.

Jims Erinnerung hatte eingesetzt. Doch die Erkenntnisse und Schlußfolgerungen waren zuviel für ihn und stürzten in Verwirrung. Auf eigene Faust machte er sich auf den Weg, um herauszufinden, was dahintersteckte.

»Und das kann sein Ende bedeuten.« Hellmarks Stimme klang, als würde er ein Todesurteil fällen. »Wir müssen herausfinden, welches Ziel er hatte.«

Das war schlimmer, als die berühmte Nadel im Heuhaufen zu suchen.

Was Hellmark in diesen Stunden der Ungewißheit gemeinsam mit seinen Freunden tun konnte, tat er.

Arson war bereits mit der Zeitkugel aufgebrochen und befand sich wahrscheinlich schon in Xantilon. Jims Verschwinden warf Hellmarks ursprüngliche Pläne über den Haufen.

Er organisierte alles um.

Camilla Davies und Alan Kennan, zwei weitere Marlosbewohner, die durch die Welt streiften, um Verbündete zu gewinnen, erhielten den Auftrag, nach Jim zu suchen.

Danielle de Barteaulieé und Carminia Brado blieben auf der Insel zurück. Ihre Anwesenheit war wegen des ungewissen Zustandes von Ak Nafuur dringend erforderlich. Falls das Unabänderliche eintrat, sollte Ak Nafuur nicht allein sein.

Pepe erhielt den Auftrag, den Spiegel der Kiuna Macgullyghosh und den Geistspiegel des Hestuus im Auge zu behalten. Es konnte sein, daß sich auch da etwas tat…

Björn und Rani aber verließen die Insel, um Richard Patrick einen Besuch abzustatten.

In vielen Fällen waren die besten Informationen von dieser Seite gekommen.

»Manchmal«, seufzte Hellmark, »ist es selbst zu wenig, sich nur verdoppeln zu können. Man müßte dann nicht nur an zwei, sondern an hundert Stellen gleichzeitig sein.

Er sagte es als Scherz und ahnte nicht, daß es tatsächlich ›jemanden‹ -›etwas‹ gab, das hierzu in der Lage war…

›Skrophuus‹ – eine Zelle aus dem Organismus von Myriadus, dem Tausendfältigen…

*

Noch während Björn Hellmark mit seinem Freund Rani Mahay sprach, tat er etwas, wozu nur er imstande war.

Er verdoppelte sich und schickte seinen Zweitkörper Macabros aus. Der ätherische, unstoffliche Leib, der sich im Aussehen in nichts von seinem Original unterschied, materialisierte zunächst mitten im Amazonasdschungel, an einer Stelle, die Hellmark vertraut war. Dort hatte er vor geraumer Zeit jene mysteriöse Begegnung mit den Regenbogenmenschen gehabt. Dabei spielte die Krypta – eine Höhle dicht unter der Oberfläche der Erde – keine geringe Rolle.

Vielleicht hatte Jim von dieser Höhle geträumt?

Die rätselhaften Ereignisse um die Krypta, die Regenbogenmenschen und die seltsame Tier-Menschen-Göttin

rechtfertigten eine solche Annahme. Seit damals ließ Hellmark regelmäßig diese Stelle in der Grünen Hölle überprüfen, in der Hoffnung, noch mal etwas von den Regenbogenmenschen zu sehen. Durch die Ereignisse im Mikrokosmos, die sie alle jedoch mehr oder weniger stark in Mitleidenschaft gezogen hatten, war es nicht mehr möglich gewesen, die Kontrolle im Amazonasdschungel aufrecht zu erhalten. Carminia, Arson, Rani, Ak Nafuur und er waren durch andere Ereignisse voll belastet gewesen.

Macabros' Abstecher in den Urwald des Amazonas erwies sich als nutzlos. Es gab keine Hinweise auf irgendwelche Aktivitäten im Bereich der Höhle.

Kurz hintereinander versetzte Björn seinen Zweitkörper in andere Regionen, in denen große, mehr oder weniger bekannte Höhlen eine Rolle spielten.

Einmal geriet Macabros dadurch mitten in eine Gruppe von Touristen, die eine Höhle besichtigte. Minutenlang nahm er an der Führung teil. Einige Leute wunderten sich, woher der große, blonde Mann plötzlich kam, den zuvor niemand in der Gruppe bemerkt hatte. Dann war er wieder verschwunden wie ein Geist, der sich in Nichts auflöste.

Macabros fand nirgends Anzeichen dafür, daß bei den Höhlen, die er aufsuchte, Jim etwas damit zu tun haben könnte.

Hellmark ließ sich seine Enttäuschung nicht anmerken, als er Macabros auflöste.

Er hatte mit ihm auch einige Orte aufgesucht, an denen es zu folgeschweren Begegnungen mit Dämonen und Schergen aus der finsteren Welt Rha-Ta-N'mys gekommen war. Selbst auf dem wiederaufgetauchten Teilstück der Insel Xantilon, die in jüngster Vergangenheit amerikanische Militärbehörden vor schwierige Aufgaben stellte, war alles ruhig.

Erschreckend ruhig, fand er. Es kam ihm vor wie die sprichwörtliche Ruhe vor dem großen Sturm.

Keine Anzeichen gab es auch von einer Anwesenheit der kriegerischen Dämonin Apokalypta. Alle kritischen Orte, an denen sie schon mal eine Rolle spielte, waren von Macabros in diesem Sinn überprüft worden.

Und doch ging etwas vor.

Die Mächte der Finsternis ruhten nie, und sie ließen sich stets Neues einfallen, um ihre Opfer trickreich und ohne großen Aufwand zu besiegen.

Richard Patrick hatte sein Büro in einem New Yorker Hochhaus.

Björn und Rani versetzten sich in die Wolkenkratzer-Metropole und suchten das Office auf.

Die beiden Freunde waren schon oft hier zu ›Besuch‹ gewesen und

dem Personal bekannt. Außerdem hatte Patrick veranlaßt, daß Hellmark und Mahay sofort zu ihm gelassen wurden, wenn sie auftauchten. Seine Mitarbeiter waren überzeugt davon, daß es sich bei diesen Gästen um wichtige Informanten handelte. Schließlich gab Richard Patrick die populäre Zeitschrift ›Amazing Tales‹ heraus, in der er alle sonderbaren und grenzwissenschaftlichen Themen behandelte, die man sich nur vorstellen konnte. Die meisten dieser Berichte über das Magische, Okkulte und Übersinnliche waren in Form spannender Erzählungen geschildert, und nur sehr wenige Seiten hatten Magazin-Charakter. Patrick war der Meinung, daß viele rätselhafte Dinge, die in der Welt passierten, nicht knallhart beim Namen genannt werden konnten, um die Menschen nicht zu erschrecken. Er selbst glaubte an das Auftreten übersinnlicher Phänomene und hatte selbst Erfahrungen damit gewonnen. Er finanzierte kostspielige Geräte und die Forschung für diese Dinge.

Das Wiedersehen mit Hellmark und Mahay wurde zu einer wahren Freude für alle drei.

Patrick ließ sich alles erzählen. Skash und die magische Pyramide sowie die Person des Friedrich Chancell aus der Schweiz waren ihm keine Unbekannten. Rani hatte ihm darüber bereits berichtet. In diesem Zusammenhang war es auch zum erstenmal zum Auftritt der geheimnisvollen ›Männer in Schwarz‹ gekommen.

Was es mit ihnen auf sich hatte, wußte noch niemand so richtig. Fest stand nur, daß sie dann auftauchten, wenn rätselhafte Vorgänge dicht vor ihrer Enthüllung standen. Es gab gewisse Dinge, die im dunkeln bleiben sollten. Die Frage nach dem ›Warum‹ hatte sich bisher jeder, der mit den ›Männern in Schwarz‹ zu tun hatte, vergebens gestellt. Ihre Herkunft war rätselhaft und ungewiß, ihre Art zu handeln menschenfeindlich und unheimlich.

Menschen, die Björn kannte und die bisher mit den ›Men in Black‹ zu tun hatten, vergaßen ihre Begegnung mit ihnen nicht. Dazu gehörten Rani, Richard Patrick und in erster Linie Friedrich Chancell, dem übel mitgespielt worden war. Wann und wie die ›Männer in Schwarz‹ wieder auftauchten, wußte niemand im voraus zu sagen.

Patrick bot den Freunden einen Drink an.

Hellmark trug sein Anliegen vor. Der Verleger hörte aufmerksam zu.

Jims Verschwinden irritierte ihn.

»Ich habe ihn in letzter Zeit öfter getroffen«, murmelte er nachdenklich. »Mir gegenüber hat er nie etwas von einer Höhle erwähnt. Tut mir leid, ich hätte euch gern weitergeholfen, aber so wie die Dinge im Augenblick stehen, sieht es ganz so aus, als müßten wir uns alle mit einer längeren Wartepause abfinden. Das kann manchmal ganz gut sein.«

»Aber manchmal ganz schlecht«, warf Björn ein. »Nämlich dann, wenn die falsche Seite die Gelegenheit hat, durch die Atempause Vorbereitungen zu treffen, die uns alles andere als lieb sein können. Wir…«

Was er weiter sagen wollte, blieb unausgesprochen.

Der Fernschreiber in Richard Patricks Büro begann plötzlich zu rattern. Der Verleger nahm den gedruckten Text in die Hand und las leise vor:

»Merkwürdige Vorkommnisse werden aus der Umgebung von Algeciras und Gibraltar gemeldet. Die Polizeistation V in Algeciras sucht seit der vorletzten Nacht nach zwei französischen Touristen, die im Hotel ›Alhambra‹ als Gäste weilten…

Einer der beiden Männer, die miteinander befreundet waren, verließ gegen 21 Uhr das Hotel. Der andere wurde nach diesem Zeitpunkt noch gesehen. Er soll eine Stunde später das ›Alhambra‹ verlassen haben. Ein Rendezvous mit einer jungen Hotelangestellten wurde auf den nächsten Tag verschoben. Am darauffolgenden Morgen fanden Spaziergänger in einer unzugänglichen, steinigen Bucht Reste eines Ruderbootes. Inzwischen konnte rekonstruiert werden, daß dieses Ruderboot aus dem Ort stammt und bei einem Bootsverleiher von einem der beiden Franzosen schon eine Woche vorher gemietet worden war.

Der Schluß liegt nahe, daß die beiden Männer aus bisher noch ungeklärten Gründen bei dem Versuch, hinauszurudern, ums Leben kamen. Was das Boot so zerstört haben könnte, ist jedoch nach wie vor rätselhaft.

In der Nacht herrschte kein Sturm…

Von einem Suchtrupp der Polizeistation V wurde aber noch mehr sichergestellt als die Bootstrümmer. Es geht das Gerücht um, daß man ein Teil des Bootes fand und in ihm soll ein kostbares Schwert gelegen haben, von dem kein Mensch weiß, wie es dorthin kommt…«

*

Wäre eine Bombe in Hellmarks unmittelbarer Nähe explodiert – sie hätte keine größere Wirkung haben können.

Da war die Rede von einem Schwert, das unter mysteriösen Umständen in einem Fall auftauchte, der Aufsehen erregt hatte.

Handelte es sich um sein ›Schwert des Toten Gottes‹?

Wenn ja, wie kam es dann ausgerechnet nach Algeciras, nach Spanien – und welche Verbindung gab es zu den beiden verschollenen Männern?

Der Nachrichtendienst Richard Patricks funktionierte gut.

»Was hast du jetzt vor?« fragte Björn, als der Verleger das Telex

sinken ließ.

»Sofort einen meiner Männer losschicken, damit er mehr in Erfahrung bringt. Ich brauche ein Interview mit einem der Spaziergänger, mit dem Mädchen aus dem Hotel Alhambra und vor allem noch mit einem Polizeibeamten des Reviers Nummer fünf. Bilder von den Beteiligten und vom Schwert…«

Björn nickte. »Und wo hält sich dein Mitarbeiter auf? Ist er schon in Algeciras?«

»Schön war's. So weit sind wir leider noch nicht, daß wir immer gerade da unsere Leute sitzen haben, wo etwas passiert, der am schnellsten da sein könnte, ist der Mann, der das Telex geschickt hat. Juan Balmod. Und der sitzt in Malaga…«

»Wegzeit eine gute Stunde«, murmelte Björn. »Ich mache dir einen anderen Vorschlag. Du pfeifst Balmod zurück. Interviews mit dem Spaziergänger, dem Zimmermädchen und dem Polizisten nehmen Rani und ich vor, außerdem sehen wir uns den Tatort genauer an, und wenn du willst, schießen wir dort auch ein paar Fotos.«

Richard Patricks Miene hellte sich auf. »Genau genommen brauchte man drei Leute, um die Interviews durchzuführen, nicht wahr? Da ihr über eine so famose Art des Reisens verfügt, würde ich sagen, ich hänge mich an, einverstanden? Wenn wirklich etwas Außergewöhnliches dahintersteckt, werden wir es so am ehesten erfahren.«

Björn hob die Augenbrauen und sah seinen Freund Rani mit verschmitztem Lächeln an. »Merkst du, woher der Wind weht, Rani?«

»Mhm… da will jemand seine Reisekasse schonen«, grinste der Inder und fuhr sich mit der flachen Hand über seine prächtige Vollglatze.

»Genau«, schwenkte Patrick auf die Flachserei ein, »wo zwei schon reisen, kommt es auf den dritten auch nicht mehr an.« Er setzte sich über die Tischsprechanlage mit seiner Sekretärin in Verbindung. »Bitte sagen Sie alle Termine für die nächsten zwei bis drei Stunden ab, ich bin für niemand zu sprechen.«

Er ließ die Taste los, legte sein Jackett und sein Hemd ab und öffnete die Tür des Wandschrankes. »Ich denke«, sagte er, den beiden Freunden den Rücken zugewandt, »daß um diese Jahreszeit in Spanien das herrlichste Wetter herrscht. Da ist man im Anzug völlig fehl am Platz, das sieht doch so viel besser aus, nicht wahr?«

Mit diesen Worten stülpte er ein Buschhemd über. Die Farben waren grell. Südseeromantik, ein kleiner Mann im gelben Hemd, roter Hose und Schirmmütze rannte mit einem Köcher in der Hand einem knallbunten Schmetterling nach.

»Du wirst es nicht glauben, Rich«, sagte Björn Hellmark, »aber du siehst aus wie ein amerikanischer Tourist.«

*

Im Gegensatz zu Rani Mahay, der für diese Teleportation erst noch nach Marlos hätte zurückkehren müssen, brauchte Björn Hellmark nur seinen Doppelkörper entstehen zu lassen.

Sein Ebenbild entstand zwischen dem ›reisefertigen‹ Richard Patrick und Rani Mahay.

Für einen uneingeweihten Beobachter der Szene war das, was sich nun abspielte, kaum zu fassen. Und wäre in diesem Augenblick zufällig eine von Richard Patricks Mitarbeiterinnen in den Raum gekommen, sie hätte wahrscheinlich an ihrem Verstand gezweifelt.

Da stand zwischen dem Inder der Blonde mit den abenteuerlichen Gesichtszügen und hinter diesem der gleiche Mann noch mal!

Patrick und Rani faßten Macabros bei den Händen. Hellmark legte seine Rechte auf die Schulter seines Doppelkörpers.

Dann folgte ein kurzer, intensiver Gedanke.

Laut fauchend schlug die Luft an der Stelle zusammen, wo eben noch vier Personen gestanden hatten.

Nun waren sie weg…

Wie Geister hatten sie die Bildfläche verlassen – und tauchten wieder auf an einem Ort, der viele tausend Meilen von der Stelle entfernt lag, an der sie sich eben noch befanden.

Selbst das schnellste und modernste Reisemittel, ein Flugzeug, war langsam wie eine Schnecke im Vergleich zur Schnelligkeit der Gedanken.

Für Björn Hellmark wäre es kein Problem gewesen, von einer Sekunde zur anderen zum Mond zu reisen oder zum Mars oder zur Venus, wenn er dort für ihn brauchbare Lebensbedingungen vorgefunden hätte. Mit Macabros war dies jedoch jederzeit möglich, ohne erst lange Überlegungen betreffs der Umgebung anzustellen. Für einen Körper, der nicht aus Fleisch und Blut bestand, war es gleich, welche Bedingungen herrschten. Macabros konnte ebenso gut in der Gluthitze eines Hochofens materialisieren wie in der Kälte des Weltenraums.

Er war von Luft und Umwelt vollkommen unabhängig.

Die vier Personen kamen in der gleichen Formation, wie sie das Büro Richard Patricks verließen in Algeciras an.

Hellmark hatte sich auf eine Stelle konzentriert, die etwas abgelegen war, um bei der Ankunft nicht in den Betrieb einer Stadt zu geraten, die er nur flüchtig kannte.

Direkt vor dem Hafen gab es einen großen, von Palmen umstandenen Parkplatz, wo Hunderte von Autos abgestellt waren.

Günstig für die Ankömmlinge war nicht nur die ausgewählte Stelle,

sondern auch der Zeitpunkt ihrer Ankunft.

In Spanien wurde es Abend.

Die Sonne versank hinter dem Horizont und der Wind, der vom Hafenbecken her über den Parkplatz wehte, war nicht gerade angenehm.

»Es geht nichts über den Frühling auf Marlos«, sagte Rani Mahay und warf einen Blick auf Patrick, der fröstelnd die Schultern hochzog. »Sieht ganz so aus, als hätte unser Freund Rich mit seinem Buschhemd die falsche Kleidung gewählt. Wir hätten einen Ausflug nach Hawaii machen sollen, Björn…«

»Ich weiß gar nicht, was ihr wollt«, erwiderte Patrick, während er tief die frische Luft einatmete. »Das Wetter ist doch herrlich, genauso liebe ich es.«

Inzwischen waren sie nur noch zu dritt. Kaum daß Björn festen Boden unter den Füßen verspürt hatte, löste er Macabros auf.

Die drei Männer trennten sich. Björn übernahm den Weg zum Polizeirevier, Richard Patrick wollte sich im Hotel ›Alhambra‹ umschauen und versuchen, ein Gespräch mit dem fraglichen Zimmermädchen zu bekommen, und Mahay zog es in die Bucht, wo man die Reste des Bootes gefunden hatte.

Die Freunde verabredeten zunächst, sich an der gleichen Stelle auf dem Parkplatz wieder zu treffen.

Da machte Patrick unerwartet einen anderen Vorschlag. »Wir kommen im ›Alhambra‹ zusammen. Der Name hört sich vielversprechend an, und da ich ein Freund der spanischen Küche bin, lade ich euch zum Essen ein. Calamares fritos oder Krabben in Knoblauchsoße als Vorspeise und dann…«

»Übers Essen reden wir später«, warf Rani schnell ein. »Die Einladung nehmen wir gern an, nicht wahr, Björn?« Er wartete die Antwort des Freundes erst gar nicht ab. »Wie lange ist es eigentlich schon her, daß wir beide spanisch gegessen haben? Am besten wird es wohl sein, wir denken nicht lange darüber nach.«

»Ach, das ist aber dumm«, sagte Richard Patrick da. Er zuckte bedauernd die Achseln. »Tut mir leid, Freunde, das Ganze retour, ich muß die Einladung leider rückgängig machen.«

»Oha«, staunte Björn, »haben dich die inflationären Preise irritiert?«

»Die weniger. Es ist allein die Tatsache, daß ich gerade festgestellt habe – ich trage überhaupt keine Brieftasche mit mir herum.«

»Oh, das macht nichts«, warf Rani ein. »Eine Kreditkarte tut es auch.«

»Dummerweise steckt auch die in der besagten Brieftasche, und die wiederum befindet sich in meinem Jackett, das ich abgelegt habe, bevor wir uns auf den Weg machten, das ist wirklich sehr

bedauerlich.«

»Keineswegs, Rich«, schaltete sich Hellmark wieder ein. »Das gemeinsame Abendessen lassen wir uns nicht entgehen. Hier in Andalusien gibt es außerdem einen ganz vorzüglichen Rotwein. Wenn wir auf ihn verzichteten, wäre das dumm, du brauchst dir keine grauen Haare wachsen zu lassen – Brieftasche mit Bargeld und Kreditkarte wird beschafft. Nach getaner Arbeit. Es bleibt beim Treffpunkt ›Alhambra‹. Sagen wir in zwei Stunden, einverstanden?«

»Einverstanden«, antworteten beide wie aus einem Mund.

»Okay. Vielleicht müßt ihr zwei oder drei Minuten auf mich warten – aber das macht ja nichts. Ich muß noch mal schnell nach New York zurück, um aus Richs Büro besagte Brieftasche zu holen. Aber diese kleine Verzögerung fällt ja wohl kaum mehr ins Gewicht, nicht wahr?«

*

Der blonde Mann schlenderte durch die enge Gasse in Richtung des schmutziggrauen Gebäudes, das etwas von der Straße zurückstand.

Das Revier der Guardia civil. Vor dem Eingang brannte eine nackte Birne, obwohl das Tageslicht noch nicht völlig geschwunden war. Auf einem Platz neben dem Gebäude standen drei Polizeiautos. Sechs ausgetretene Sandsteinstufen führten in das Haus.

Björn Hellmark nahm immer zwei Treppen auf einmal und stieß dann die dick mit dunkelgrüner Ölfarbe gestrichene Tür auf.

Vor ihm lag ein düsterer, handtuchschmaler Korridor, in dem eine klobige Sitzbank stand, die soviel Platz wegnahm, daß eine Person sich zwischen Bank und Wand durchzwängen mußte, um zu den Amtszimmern zu gelangen.

An den schmutzigen Wänden zu beiden Seiten des Korridors hingen bunte Plakate und Anschläge, Steckbriefe, die schlechte Fotografien zeigten.

Im Revier war es bemerkenswert still. Das fiel Björn sofort auf.

Keine Stimme, kein Schreibmaschinengeklapper, überhaupt kein Geräusch.

Unwillkürlich entstand zwischen Hellmarks Augen eine steile Falte.

Er schob sich an der Bank vorbei, hin zur ersten Tür und klopfte.

Niemand rührte sich.

Er drückte die Klinke herab, nachdem er ein zweites Mal geklopft hatte. Die Tür ließ sich nicht öffnen. Es befand sich demnach also niemand im Raum.

Ohne Zögern wiederholte Hellmark die Szene an der Tür nebenan. Insgesamt gab es in diesem Korridor vier Türen.

Wieder rührte sich niemand. Aber die Tür war wenigstens nicht

abgeschlossen.

Björn Hellmark trat ein.

Hinter einem alten, einfachen Schreibtisch saß ein Beamter. Das Fenster hinter ihm stand halb offen, frische Luft durchwehte den Raum. Auf der Tischplatte lagen mehrere Aktenstöße. Vor dem Spanier war eine Akte aufgeschlagen.

»Buenos dias, Senor«, sagte Björn beim Eintreten.

Der hinter dem Schreibtisch saß, sah ihn nur aus großen Augen an – und rührte sich nicht. Er war stumm wie ein Fisch und – reglos, als wäre er zu Stein erstarrt!

Schnell durchquerte der Besucher den Raum.

»Senor?!« Hellmark erreichte den Schreibtisch. Der Mann dahinter rührte sich noch immer nicht. Sein Gesicht war seltsam blaß, völlig blutleer, seine Augen matt und glanzlos.

Hellmark ging um den Tisch herum und faßte den Mann bei der Schulter.

Die geringe Erschütterung brachte den Stein ins Rollen.

Der Beamte kippte langsam nach vorn – sein Kopf löste sich und fiel dumpf auf den Schreibtisch.

*

Der Wind, der vom Meer her wehte, war kühl.

Auch Mahay fröstelte. Es wäre für ihn eine Kleinigkeit gewesen, sich nach Marlos zurückzuversetzen, um wärmere Kleidung überzuziehen.

Der sympathische Inder lief am Strand entlang und erreichte den steinigen, schwer zu gehenden Pfad, den ein Hafenarbeiter ihm gezeigt hatte. Der Spanier kannte die unzugängliche Bucht, in der durch Zufall die Reste des fraglichen Bootes gefunden worden waren.

Schäumend sprangen die Wellen die zerklüfteten Felsen an und liefen dann gebrochen auf dem steinigen Strand aus.

Mahay sah schon von weitem zwei Menschen, die gleich ihm einen Spaziergang hierher unternommen hatten.

Es handelte sich um einen Mann und eine Frau, beide noch sehr jung. Der Inder schätzte sie auf Anfang zwanzig.

Sie hatten lange Stöcke dabei und stocherten zwischen den Felsen und Steinen.

Grinsend kam Rani Mahay näher. »Suchen Sie nach einem verborgenen Schatz?« fragte er scherzhaft.

Die junge Frau lachte. Sie hatte schöne, gleichmäßige Zähne, einen samtenen, gebräunten Teint und große, mandelförmige Augen, wie man sie am ehesten bei einer Exotin, aber nicht bei einer Französin erwartete. »Möglich, daß die Wellen Goldkörner aus dem Felsen

spülen. Aber da so ein Vorgang einige tausend oder gar hunderttausend Jahre dauern kann, werden wir wohl kaum in den Genuß eines solchen Fundes kommen.«

»Oh, sagen Sie das nicht! Vielleicht sind die hunderttausend Jahre gerade um, wer weiß, man sollte nie zu pessimistisch sein.«

Das Eis war nach diesen ersten Worten schon gebrochen.

Rani erfuhr, daß das junge Paar aus Lyon stammte, Urlaub in Spanien’ machte und zufällig ebenfalls im ›Alhambra‹ untergebracht war, in dem auch Alain Moreau und Bertrand Dupont ihr Domizil aufgeschlagen hatten.

»Wir kannten sie flüchtig«, sagte die junge Frau. »Sie saßen im Frühstückszimmer am Tisch neben uns. Da sind wir einige Male ins Gespräch gekommen. Heute mittag haben wir von dem vermutlichen Unfall gehört. Wir können es noch gar nicht so recht glauben.«

Rani nickte. »Ich habe davon in der Zeitung gelesen. Deshalb bin ich hier.«

»Ah – Sie schreiben?«

»Nein«, er winkte ab, »zum Glück nicht. Da gibt’s genügend andere, die das besser können als ich. Ich bin Tourist wie Sie, ich bin in den letzten Tagen oft hier am Strand gegangen oder bin durchs Hafenviertel gewandert. Daß ein Boot von den Wellen an diesem Teil der Küste zerschmettert wurde, widerspricht aller Vernunft. Ich habe mir gedacht, daß wohl ein besonderer Umstand mitgewirkt haben muß, um einen solchen Unfall zu inszenieren. Falls es ein Unfall war«, fügte er hinzu.

»Ah, Sie haben also auch schon von dem Gerücht vernommen?«

»Nein. Was für ein Gerücht?«

»Die Leute im Hotel und in der Stadt – zumindest jene, die wir getroffen haben, die hier leben und die wir von unseren früheren Aufenthalten her persönlich kennen – erzählen sich einige erstaunliche Dinge.« Die junge Frau deutete nur an und wollte offensichtlich nicht so recht mit der Sprache heraus.

»So, welche denn?«

Da schaltete sich ihr Begleiter ein, der die ganze Zeit über schweigend an ihrer Seite gestanden hatte. »Es ist die Rede von einem Ungeheuer. Tja, Monsieur, Sie werden es nicht fassen – aber sobald etwas geschieht, wofür nicht sofort eine vernünftige Erklärung vorhanden ist, beginnt es in der Gerüchteküche zu kochen. Niemand hat etwas gesehen, das scheint schon jetzt fest zu stehen und doch kommen unhaltbare Behauptungen auf. Sie werden durch skrupellose Reporter und Journalisten noch genährt. In einem Boulevardblatt konnte ich heute lesen, daß sich in der Redaktion dieser Zeitung schon eine Menge Leute gemeldet hätten, die angaben, vor Tagen an diesem Strandabschnitt schon seltsame, unerklärliche Geräusche gehört zu

haben.«

»Welche Geräusche denn?«

»Die einen sagen, es hätte sich angehört wie ein Gluckern, das aus der Tiefe emporsteigt, als ob sich etwas nach oben Bahn bräche… andere wiederum behaupteten, es wäre ein wildes, gedämpftes Schreien gewesen, Dritte sprechen von einer rufenden, betörenden Stimme… alle aber sind sich in einem einig: es hat sich unheimlich angehört, keiner allerdings ist auf die Idee gekommen, der Polizei einen entsprechenden Hinweis zu geben, bevor der Unfall geschah. Jetzt plötzlich wollen die Leute… einiges wissen und jene ›Auch-Journalisten‹ reiten darauf herum. Wo keine Sensationen sind, werden einfach welche fabriziert. So einfach ist das. Hauptsache, die Leute werden erschreckt, schockiert. Dabei gibt's wahrhaftig genug schlimme und unheimliche Dinge auf der Welt, die man nicht erst erfinden muß.«

»Sie haben recht«, stimmte Rani Mahay zu. Sie meinten sicher verschiedene Dinge, aber das kam nicht mehr zur Sprache, weil die junge Französin das Thema plötzlich durch einen Einwand in eine ganz andere Richtung steuerte.

»Jedenfalls sind wir hierher gekommen, um uns das Geräusch mal anzuhören. Ich bin verwundert, daß so wenige Leute aus Algeciras und Umgebung Interesse zeigen. Entweder haben sie Angst, oder den Zeitungsschwindel gleich durchschaut.«

»Wir werden weder Stimme noch sonst etwas Außergewöhnliches hören, Cherie«, machte der schwarzhaarige junge Mann sich wieder bemerkbar. »Wenn irgend etwas Besonderes vorläge, würde es hier wimmeln von Polizisten, und man hätte uns wohl nicht erlaubt, diese menschengefährdende Bucht aufzusuchen.«

»An jedem Gerücht ist meistens ein Körnchen Wahrheit«, murmelte Rani Mahay. »Es war doch auch die Rede von einem Schwert, nicht wahr? Haben Sie auch davon gehört?«

»Ja«, antwortete der Mann. »Auch eine Zeitungsente. Was soll das eigentlich? Vielleicht gibt's in der Zwischenzeit einige Zeitgenossen, die der Meinung sind, daß eine große unsichtbare Hand ein Schwert geführt und damit das kleine Boot kurz und klein geschlagen hat.«

So ganz sicher – diese Meinung gewann Rani Mahay – aber war sich das Paar offenbar nicht.

Aus Neugier waren sie gekommen. Wenn die Sache in den nächsten Tagen noch journalistisch hochgespielt wurde, würde es hier am Strand vor Menschen wimmeln. Vielleicht lag dies ganz und gar im Sinn einiger Zeitgenossen. Wie jedes Jahr pünktlich zur Sommerzeit die Berichte um das legendäre Loch Ness-Monster auftauchten, wie in lauen Sommernächten an einsamen Stränden und auf abgelegenen Feldern angeblich UFOS landeten, so konnte man auch dieser Gegend

hier etwas andichten, um Leute anzulocken. Die Wirte und Hoteliers, die noch Kapazitäten frei hatten – die Saison fing erst an –, würden sich die Hände reiben.

Rani blickte zu den mächtigen Felsen im Meer, die langsam vom Schleier der Dunkelheit umhüllt wurden.

»Vielleicht ist der Unfall dort drüben passiert«, sagte er. Der Gedanke kam ihm plötzlich. »Strudel zwischen den Felsen könnten das kleine Boot wie eine Nußschale gegen die Wände geworfen haben«, sprach Rani seine Vermutung aus. »Die Reste des Bootes wurden dann an Land geschwemmt.«

»Nach den Resten suchen wir«, erklärte die hübsche Frau mit dem langen Haar. »Bisher wurde nur ein Teil des ehemaligen Ruderbootes sichergestellt, vielleicht findet sich noch mehr.«

Zur Linken Ranis erhob sich groß und mächtig die dunkle Silhouette des Felsens von Gibraltar.

Der berühmte ›Affenfelsen‹ wurde mehr und mehr von der zunehmenden Dunkelheit geschluckt.

Gluckernd brachen sich die Wellen zwischen den Steinen im Wasser.

»Ah, da ist ja etwas!« Der Franzose bückte sich plötzlich. Er fischte ein mehrfach gesplittertes Brett aus dem Wasser, das eindeutig Rest einer Bootswand war. »Dann hat sich der Weg hierher schließlich doch gelohnt.«

Aus dem kurzen Gespräch, das Rani mit dem Pärchen inzwischen geführt hatte, war zu entnehmen gewesen, daß die beiden eine Schwäche für ausgefallene Souvenirs hatten. Dinge, die Schlagzeilen machten, interessierten sie, und sie versuchten unter allen Umständen etwas zu erhaschen, um ein Erinnerungsstück an dieses oder jenes Ereignis zu besitzen.

Es gab Leute mit den verrücktesten Hobbys.

»Ich glaube«, sagte Rani plötzlich, kaum daß der andere geendet hatte, »daß es noch einen anderen Grund gibt, weshalb der Weg hierher sich gelohnt hat. Sehen Sie doch mal nach vorn!«

Der Angesprochene hob den Blick. Seine Lippen öffneten sich, doch kein Laut kam aus seinem Mund.

Dafür schrie seine Frau leise auf.

»Jean… aber das… gibt es doch nicht!«

Sie sah es auch.

Auf dem Wasser vor ihnen – zwischen Strand und den Felsen der kleinen Insel – stand eine Gestalt.

Sie schwebte nur wenige Zentimeter über dem Wasser. Es handelte sich um eine Frau, deren langes Blondhaar im Wind die Schultern und Brüste streifte.

Schlank und schön stand die Fremde dort und winkte ihnen zu.

Sie trug nichts auf dem Leib.

*

Der Kopf rollte wie eine Kugel über die Schreibtischplatte und blieb am vordersten Rand wie durch Zauberei liegen.

Björn Hellmark stand da wie gelähmt.

Er starrte auf den Kopflosen im Stuhl.

Er konnte in den Leib sehen wie in eine offene Röhre. Das war nur eine Hülle? Und nichts drin?

Der blonde Mann atmete tief durch, näherte sich dem Toten und berührte dessen Hände. Sie waren kalt und hart wie Porzellan.

Hellmark hob den Kopf auf. Er fühlte sich leicht an wie eine Feder.

Nein – das war kein echter Kopf! Der Tote – ebenfalls eine Nachbildung.

Aber wer hatte das getan? Und warum? Wer trieb hier makabren Scherz mit ihm?

Er setzte den Kopf wieder auf die Schultern der Puppe und fragte sich vergebens nach dem Sinn dieser Demonstration.

»Hilfe, helfen Sie mir!« hörte er das Krächzen einer Männerstimme. »Tun Sie doch etwas für mich.«

Hellmark, der schon viele unheimliche Begegnungen erlebt hatte, begann plötzlich zu frieren.

»Wo sind Sie?« fragte er beherrscht und blickte in die Runde.

Er hatte das Gefühl, in einem Gespensterhaus gelandet zu sein.

»Hier… Sie können mich doch sehen… ich bin in Gefahr… bringen Sie mich fort von hier.«

Die Stimme klang gequält.

Björns Nackenhaare richteten sich auf.

Die Stimme kam aus dem Mund der Puppe, die einen Toten darstellte. Die schmalen, blauunterlaufenen Lippen bewegten sich.

»Wer sind Sie?« Hellmark war ganz auf Abwehr eingestellt. Er kalkulierte eine Gefahr ein. In diesem Haus war etwas passiert, von dem noch niemand eine Ahnung hatte. Er war bereit, die Herausforderung anzunehmen.

Dämonische Kräfte waren am Werk, von denen er nur noch nicht wußte, wie sie zustande kamen und mit wem er sie in Zusammenhang bringen mußte.

»Ich heiße Jorge Nuevo«, tönte es hohl aus dem Mund seines Gegenüber.

»Du bist eine Puppe«, änderte Hellmark von einer Sekunde zur anderen seine Strategie. »Du kannst reden – weil jemand dafür sorgt, daß du die Lippen bewegst. Aber du kannst nicht denken und nicht fühlen. Also – bist du auch nicht in Gefahr.«

»Du irrst dich. Das äußere Bild täusche.«

Hellmark war weiterhin einzige, gespannte Aufmerksamkeit, und so entgingen ihm auch nicht das über die Stuhllehne gehängte Jackett und der breite Gürtel, an dem die Pistolentasche mit der Waffe hing.

»Wer hat dich hierher gebracht, wie bist du in diesen Zustand gekommen?«

»Das liegt schon weit zurück«, lautete die Antwort. »Das weiß ich nicht mehr, bringe mich fort von hier. Auch für dich ist es nicht gut, länger hier zu bleiben, die Gefahr ist groß.«

»Von welcher Gefahr sprichst du?«

Keine Antwort.

Das bestärkte Björn in der Annahme, daß der andere bluffte, daß er mit diesem Reden aufgehalten werden sollte.

Aber auch hier fiel es ihm schwer, einen Sinn zu erkennen.

Schließlich hatte niemand ahnen können, daß er in das Revier Nummer V der Guardia Civil in Algeciras kam. Die Entscheidung war vor wenigen Minuten erst in New York gefallen.

Plötzlich mußte er an etwas anderes denken, an Richard Patricks und Rani Mahays Begegnung mit den ›Männern in Schwarz‹! Hatten sie etwas gehört? Er konnte sich das zwar schlecht vorstellen, aber mit jenen geheimnisvollen Gestalten war nicht gut Kirschen essen, und sie schienen jederzeit über gewisse Dinge bestens informiert. Hatten sie das Gespräch zwischen ihnen belauscht, war eine Abordnung hier in Spanien informiert worden und hatte diese seltsame, ihm völlig unverständliche Falle aufgebaut?

Er versuchte, Ordnung in seine Gedanken zu bringen, es gelang ihm nur schlecht.

So verwirrend sich die Situation darstellte, so wirr erfolgten gezwungenermaßen seine Überlegungen.

»Ich kann keine Gefahr erkennen«, bohrte er weiter.

»Ich habe sie auch erst erkannt, als es zu spät war. Ich bin ein Mensch aus Fleisch und Blut. Wie du, aber du bist nicht mehr in der Lage, dies objektiv aufzunehmen.«

»Unsinn«, stieß Björn hervor. Seine Blicke suchten die Umgebung ab. Er versuchte, die Anwesenheit dieser seltsamen ›Puppe‹ zunächst zu ignorieren, obwohl sie allerlei Fragen aufwarf.

Er tat etwas völlig Absurdes. Zumindest mußte seine Handlungsweise in den Augen seines Gegenüber, des angeblichen Jorge Nuevo, so erscheinen.

Er öffnete alle Schranktüren und zog alle Schubladen heraus.

Die ›Puppe‹ hinderte ihn nicht daran.

Als er nicht fand, was er suchte, verließ er kurzerhand den Büroraum und suchte den angrenzenden auf.

Als er die Tür öffnete, prallte er wie von einer unsichtbaren Wand

zurück.

Ihm gegenüber stand wieder ein Schreibtisch, und dahinter saß wieder der Mann, der sich Jorge Nuevo nannte.

*

»Ein lustiges Spiel«, lächelte Björn. »Ich nehme an, daß wir uns in den beiden anderen Zimmern auch noch begegnen werden.«

»Was suchst du?«

»Das Schwert, das man in dem Bootswrack fand, wo liegt es?«

»Warum interessierst du dich dafür?« fragt Nuevo, ohne seine Frage zu beantworten.

»Ich möchte es mir ansehen…«

»Und dann?«

»Du wirst sehen, was ich damit tue.« Er griff wie beiläufig in seine rechte Hosentasche. Darin steckte der zusammengelegte, raschelnde Stoff, der sich anfühlte wie ein Damenstrumpf. Es war die Dämonenmaske.

Björn fühlte, daß die Atmosphäre in diesem Haus anders war als bei seinem Eintritt. Die Luft war kühler, das Licht unheimlicher, die Gefahr beinahe körperlich spürbar.

Dämonenspuk!

Da wollte einer oder mehrere ihn fertig machen. Diesen Gefallen würde er ihnen nicht tun.

Ein beruhigendes Gefühl durchströmte ihn, als er den Stoff zwischen seinen Fingern spürte. Er war bereit, gewappnet.

Einen Moment glaubte er eine gewisse Ratlosigkeit auf dem bleichen Gesicht seines Gegenüber zu erkennen.

»Du hast keine Furcht?« fragte Nuevo überraschend.

»Nein, sollte ich welche haben?«

Lag hier des Pudels Kern?

Er hatte schon die ganze Zeit über das Gefühl, daß Jorge Nuevo etwas ganz Bestimmtes erwartete, das jedoch nicht eintraf.

Und da wußte er es. Wie Schuppen fiel es ihm von den Augen.

Jeder andere, der noch nichts mit den Mächten der Finsternis zu tun hatte, hätte schon in der ersten Sekunde nach Eintritt in dem vorigen Zimmer fluchtartig dieses Haus verlassen. War das der Grund, weshalb kein Beamter mehr im Revier war?

»Warte, Dämon, ich werde es dir zeigen…«

Blitzschnell zog Björn die Maske aus der Tasche und stülpte sie über sein Gesicht.

Im gleichen Augenblick veränderte sich sein Aussehen von Grund auf.

Das war nicht mehr das Gesicht des braungebrannten Abenteurers,

die markanten Züge, statt dessen zeigte sich ein Totenkopf auf seinen Schultern, der erschreckend aussah.

Der kahle, weiße Schädel schimmerte matt im fahlen Licht der Beleuchtung. In den schwarzen Augenhöhlen glomm ein dunkelgrüner Punkt, der die Tiefe nur noch verstärkte.

Jeder Mensch wäre beim Anblick dieser Gestalt panikerfüllt davongerannt. So jedenfalls äußerte sich die Erscheinung des ›makabren Hellmark‹ in den Fällen, in denen er die Dämonenmaske trug. Er vermied es deshalb, so gut es ging, die Maske nie im Beisein von Menschen aufzusetzen. Allerdings konnte er diese Rücksichtnahme nur dann praktizieren, wenn er nicht gegen einen Dämon ankämpfen mußte, der sich in der Begleitung eines ›normalen‹ Menschen befand.

Wo Menschen erschreckten oder auch mal vor Angst bewußtlos werden konnten – da geschah mit einem Dämon, der den Anblick der Maske erlebte, etwas ganz anderes.

Was er sah, wußte auch Björn nicht. Es konnte jedoch nur etwas sein, dessen Anblick für einen Dämon unerträglich war.

Der Erfolg war durchschlagend.

Die Gestalt hinter dem Schreibtisch begann zu zittern. Hellmark ging auf den angeblichen Jorge Nuevo zu und stand ihm Auge in Auge gegenüber.

Das bisher puppenhaft starre Gesicht Nuevos verzerrte sich zu einer wütenden, furchteinflößenden Fratze.

Die Haut schien zurückzuweichen, als ob gewaltiger Druck wie bei der Fahrt in einem Raketenschlitten zur Ausbildung von Astronauten auf den Organismus ausgeübt würde.

Der Schrei entwickelte sich in der Tiefe des hohlen Puppenkörpers, mit dem Hellmark die ganze Zeit über konfrontiert wurde.

Die Gestalt schraubte sich langsam in die Höhle. Die Bewegung fiel ihr entsetzlich schwer. Dennoch war Hellmark erstaunt, wie ausdauernd die Gegenwehr war. Bei rangniedrigen Dämonen ging es ruckzuck, und sie lösten sich in Rauch, Qualm und Schwefelgestank auf.

Aber hier war das ganz anders.

Der Bursche war besonders widerstandsfähig, aber er entging der Vernichtungskraft der Dämonenmaske nicht.

Das Gesicht quoll auf und warf Blasen. Kleine Explosionen ereigneten sich. Dicke Rauchwolken stiegen aus dem Körper, der lautlos auseinanderplatzte wie ein Luftballon, in den jemand eine Nadel stach.

Hustend zog sich Björn zurück.

Gelbe Rauchschwaden wehten ihn an und aus dem geöffneten Feilster in den düsteren, kahlen Hinterhof, in dem Unrat lag.

Kerzengerade stieg die gegenüberliegende Hauswand vor ihm auf und stieß an die Umfriedung, ebenfalls eine Mauer von über drei Metern Höhe, so daß zwischen dem Fenster, der Hauswand gegenüber und der Mauer links eine Art Schacht entstand, in die jedermann seinen Abfall werfen konnte. Vom durchweichten Zeitungspapier, das in Hülle und Fülle dort lag, bis über Cola- und Konservendosen und faulende Speisereste war alles vorhanden, was Ratten und Mäuse mochten. Und deshalb fühlten sie sich in dem düsteren Hinterhof offensichtlich so wohl, daß nicht mal der penetrante Schwefelgestank aus dem Fenster sie vertreiben konnte.

Der Rauch verflüchtigte sich.

Der Raum war bis auf Björn Hellmark – leer.

Nein!

Da war doch jemand. Auf dem Fußboden hinter dem Schreibtisch lag eine menschliche Gestalt in der Uniform eines Beamten der Guardia Civil.

Jorge Nuevo?

Aber das konnte nicht sein! Björn hatte doch mit eigenen Augen die Auflösung des Dämons erlebt, der sich vermutlich das Aussehen Jorge Nuevos gegeben hatte.

Hellmark hielt den Atem an und bückte sich zu der Gestalt hinab, die dicht vor seinen Füßen lag. Mit dem Gesicht zum Boden. Hellmark drehte den Reglosen herum.

Schon war er darauf gefaßt, daß sich erneut der Kopf von den Schultern lösen würde.

Aber diesmal war alles ganz anders. Der Körper war schwer und noch warm. Der Mann konnte erst kurze Zeit tot sein. Und Björn sah auch, woran er gestorben war.

Sein Hals war blau unterlaufen.

Der Polizist war stranguliert worden.

*

Es kam dem Herrn von Marlos so vor, als würde er jetzt seine Umgebung so wahrnehmen, wie sie wirklich war.

Der Dämon hatte sich wie eine Seifenblase aufgelöst, daran gab es für Björn Hellmark keinen Zweifel.

Die. Atmosphäre war gereinigt, die Lufttemperatur deutlich angestiegen.

Mit dem Verschwinden des Dämons, der sich ›Jorge Nuevo‹ genannt hatte, schien sich gleichzeitig ein Bann gelöst zu haben, unter dem Hellmark seit der Begegnung gestanden hatte.

Er nahm den Raum nun ganz anders wahr, gerade so, als wäre ihm zuvor ein Trugbild vorgegaukelt worden.

Da war zunächst die Tatsache, daß er den Polizisten sah, der mit Sicherheit schon die ganze Zeit über hier gelegen hatte, ohne daß er ihn registrieren konnte. Durch die Anwesenheit des Dämonischen war das Wirklichkeitsbild wie durch Hypnotischen Einfluß verfälscht worden.

Er hatte den Polizisten nicht sehen sollen! Jorge Nuevo sollte seine Bezugsperson sein.

Und noch mehr hatte er nicht wahrnehmen sollen.

An der Wand neben der Tür zum Hinterausgang stand eine uralte Vitrine mit gläsernem Deckel. Darin lagen mehrere Utensilien, die mit kleinen kartonfarbenen Kärtchen versehen waren. Auf ihnen standen Ziffern und Zahlen.

Außer einem Handschuh, einem Halstuch, einem emaillierten Feuerzeug und einem Herrensiegelring lag etwas darin, das alles andere an Größe und Auffälligkeit in den Schatten stellte.

Ein Schwert!

Kostbar der Griff. Die Schale war mit roten und grünen Steinen besetzt, die derart funkelten, daß man sofort auf den Gedanken kam, echte, geschliffene Edelsteine zu sehen.

Vitrine und Inhalt hatte Björn bei seinem Eintritt nicht gesehen. Das Möbelstück stand so versteckt in der Ecke neben dem Schreibtisch, daß es von der Tür her nicht ins Auge fiel. Hellmark, der ein fotografisches Gedächtnis hatte, war jedoch überzeugt davon, daß er es hätte wahrnehmen müssen, da er ziemlich dicht vor Jorge Nuevo gestanden hatte, als dieser sich auflöste.

Zweifelsohne ein Trick des Dämons, der das Möbelstück durch Unsichtbarkeit getarnt hatte! Er wollte verhindern, daß Hellmark das Schwert zu Gesicht bekam.

Björn zog die Maske vom Gesicht und steckte sie wieder ein.

Dann stand er vor der Vitrine. Der Deckel war verschlossen.

Instinktiv bückte sich Hellmark und untersuchte die Taschen des Toten, für den er nichts tun konnte und dessen Tod sinnlos war. Wut stieg in ihm hoch, als er daran dachte, wie gering die Chance dieses Mannes gewesen war, sich gegen den Dämon zur Wehr zu setzen.

Der Überfall mußte erfolgt sein wie ein Blitz aus heiterem Himmel.

Die ganze Methodik des Angriffs und die Strategie, die hier zum Tragen gekommen waren, blieb ihm nach wie vor ein Rätsel, auch wenn er sich noch so sehr den Kopf darüber zermarterte.

Björn fand wie vermutet den Schlüssel zur Vitrine in der Tasche des Toten.

Sein Blick fiel auf das Schwert. Es hatte eine gewisse Ähnlichkeit mit der Waffe, die einst auf der untergegangenen Insel Xantilon für seine Hand geschmiedet worden war.

Das Schwert war funkelnd und sah neu aus, als hätte es den

Hersteller gerade verlassen. Es wies eine annähernde Ähnlichkeit mit dem ›Schwert des Toten Gottes‹ auf, aber war es nicht.

Die Anordnung der glitzernden Steine war anders, der Griff stärker gebogen. Im großen und ganzen machte die Waffe einen schweren Eindruck.

Dies war Hellmarks erste Feststellung.

Die Tatsache, daß überhaupt in einem Bootswrack ein Schwert unter mysteriösen Umständen aufgetaucht war, beschäftigte ihn jedoch noch mehr. Es war wie ein Signal an jemand. An – ihn?

Er kam nicht mehr dazu, das Schloß des Glasdeckels zu öffnen.

Es ging alles rasend schnell.

Das Schwert! Wie eine Rakete stieg es urplötzlich in die Höhe.

Glas splitterte. Die Scherben umschwirrten ihn wie wütende Insekten.

Es krachte und barst. Langes und Weiches stieß ihm mitten ins Gesicht, als er geistesgegenwärtig noch wegzutauchen versuchte.

Da legte sich auch schon etwas um seinen Hals. Eine Schlange?!

Im ersten Moment kam es Hellmark so vor.

Er taumelte, flog gegen die zerstörte Vitrine und hakte seine Finger unter das Etwas, das sich hart und elastisch anfühlte wie ein dicker Muskelstrang.

Unheimliches war geschehen.

Das Schwert, das sich wie eine Schlange um seinen Hals legte und ihm die Luft abschnürte, lebte!

*

Die junge Französin krallte unwillkürlich die Fingernägel in den Oberarm ihres Freundes.

Eine Gestalt, die über den Wassern schwebte, hatte sie noch nie gesehen.

Rani Mahay war durch die Erscheinung nicht weniger schockiert. Aber er kannte Mittel und Wege, den Dingen auf den Grund zu gehen.

Für ihn war es nicht erst notwendig, daß er ein Boot beischaffte, um aufs Meer zu rudern und sich der Stelle zu nähern, wo die unbekannte Nackte schwebte.

Der Inder handelte kurzentschlossen.

Er versetzte sich zuerst nach Marlos. Von dort aus unternahm er einen erneuten Teleportationssprung zu dem Ort, wo er sich eben noch aufgehalten hatte. Allerdings mit einem bemerkenswerten Unterschied. Rani versetzte sich um etwa fünfhundert Meter weiter südlich, mitten hinein ins Wasser, wo er die Fremde entdeckt hatte.

Seine Schätzung stimmte.

Er verfehlte sein ›Ziel‹ nur um wenige Meter.

Rani kam im Wasser an und sah die Nackte etwa zehn Meter vor sich in der Luft schweben. Ihr Antlitz war noch immer dem Ufer zugewandt, wo das junge Paar stand und ungläubig herüberstarrte.

»Jean«, sagte die Frau heiser und schüttelte den Kopf, ohne daß ihr das bewußt wurde. »Der Mann… der Inder, ist verschwunden… jetzt schwimmt er dort drüben.« Sie war völlig verwirrt. Ihre Worte erübrigten sich. Der Mann an ihrer Seite sah alles mit eigenen Augen.

Die gespenstischen, für sie unerklärlichen Ereignisse forderten ihren Tribut.

Alles war zuviel für sie.

Panik ergriff sie, und sie begannen zu laufen. Der steinige Boden knirschte unter ihren Füßen. Die Frau stolperte in der Eile, stürzte und schlug sich die Knie blutig. Ihr Begleiter riß sie in die Höhe, sie taumelten weiter und wollten keinen Augenblick länger an diesem verhexten Ort bleiben.

Ehe sie hinter einem Felsvorsprung verschwanden, um von dort aus in das Landesinnere zu fliehen und ihre Beobachtung weiterzugeben, warfen sie beide aus schreckgeweiteten Augen noch mal einen Blick zurück.

In der Dunkelheit waren die beiden Gestalten mehr zu ahnen, denn zu sehen.

Da war die Frau, schön und verführerisch, eine elfenhafte Erscheinung, für die es keine Erklärung gab, und da war der breitschultrige Inder mit der Glatze, der mit kräftigen Schwimmstößen sich der Unbekannten näherte.

Das ging nicht mit rechten Dingen zu!

Die beiden jungen Franzosen rannten, so schnell es ging, den Pfad entlang, als würden Furien sie jagen.

Rani Mahay hatte in diesen Sekunden nur noch Augen für die Blondine. Ihre Schönheit, die Ebenmäßigkeit ihres Körpers allein waren es nicht, die seine Blicke anzogen – es war die Tatsache der Erscheinung an sich.

Schon jetzt kam ihm ein Verdacht.

Gestern nacht waren auf unheimliche Weise zwei Menschen verschwunden. Das Ereignis hatte sich aller Wahrscheinlichkeit nach in der Bucht abgespielt, in der man später Bootsteile fand.

Hatten Alain Moreau und Bertrand Dupont auch jenes geheimnisvolle, sirenenhafte Geschöpf gesehen? War die Erscheinung der Nackten Ausgangspunkt für die nächtliche Bootsfahrt?

Das würde zumindest den Aufbruch der beiden Männer zu einer recht ungewöhnlichen Zeit erklären.

Die Gestalt vor ihm wankte wie ein Schilfrohr im Wind hin und her.

Rani war nur noch zwei oder drei Meter von ihr entfernt. Jetzt auf

Reichweite! Er streckte seine Hand nach ihr aus.

Zu spät…

Dies war der Moment, da sich die Fremde umwandte und gleichzeitig seitwärts auswich.

Ihr Gesicht war dem Schwimmer zugewandt. Das Antlitz einer Göttin, von einem Ebenmaß, wie es jeden Künstler, der das richtige Modell suchte, begeistert hätte. An diesem Körper gab es keinen Makel.

Die Fremde schwebte wie ein Geist davon. Sehr schnell.

»Mädchen, mache keinen Unsinn«, murmelte der Inder und kraulte weiter. »Ich habe keine Lust, das ganze Mittelmeer zu durchschwimmen, nur um zu wissen, woher du kommst, warte auf mich! Ich glaube, wir zwei haben einige Worte miteinander zu reden. Ich möchte wenigstens wissen, woher du kommst, he, nicht so schnell!«

Die schöne Unbekannte entfernte sich rasch von ihm. Sie lief auf dem Wasser, direkt auf die düstere Insel zu, deren Umrisse in der Dunkelheit kaum mehr wahrzunehmen waren.

Rani änderte die Richtung und kraulte wie von Sinnen durch das nächtliche Meer.

Die Fremde war jetzt nur noch ein heller Punkt. Mahay gewann den Eindruck, daß sie sich nicht mehr so schnell von seinem Standort entfernte.

Der Zwischenraum blieb verhältnismäßig konstant.

Mahay zerdrückte einen Fluch zwischen den Zähnen.

Da war er so nahe am Ziel gewesen – und nun entwischte sie ihm doch noch!

War sie ›nur‹ eine Erscheinung – oder ein Wesen aus Fleisch und Blut? Auf welche Weise versetzte sie ihren Körper hierher – und wo gehörte sie wirklich hin? Vor allem – wer war sie? Warum tauchte sie in der Dunkelheit hier auf?

Von allen Fragen war es für Rani noch am leichtesten, die letzte zu beantworten.

Diese unbekannte Frau war wie ein Köder, ein süßes Gift, das Menschen anlockte, die sie mal gesehen hatten. Diesem Gift waren Alain Moreau und Bertrand Dupont zum Opfer gefallen.

Das aber mußte einen Sinn haben. Nichts geschah ohne… selbst in der Welt der finsteren Mächte, Geister und Dämonen nicht.

Mahay sah ein, daß es unmöglich war, der Fremden nachzuschwimmen. Alles wies darauf hin, daß deren Ziel die Felseninsel war. Bis dahin aber konnte er es nicht schaffen, ohne daß seine Kräfte erlahmten.

Daraus zog er die Konsequenzen.

»Jetzt drehen wir den Spieß einfach um, meine Liebe«, flüsterte er,

schluckte Wasser und spuckte es wieder aus. »Diesmal werde ich es sein, der dich erwartet – aber dummerweise wirst du nichts davon wissen.«

Er konzentrierte sich auf die unsichtbare Insel.

In der gleichen Sekunde verschwand er aus dem Wasser und kam triefend vor Nässe zu Hause an.

Die wärmende Sonne über Marlos schien angenehm auf seine Haut.

Es blieb ihm jedoch nicht viel Zeit, diese Wärme auszukosten.

Rani hatte sich absichtlich vor den Eingang der geheimnisvollen Geisterhöhle versetzt, die Björns Refugium war, wo er seine Trophäen aufbewahrte.

Der Koloß von Bhutan lief, immer zwei Stufen auf einmal nehmend, über die pyramidenförmig nach oben führenden Treppen und holte sich aus dem betreffenden Behälter Velenas Armreif. Er schob ihn über sein Handgelenk und konzentrierte sich auf die Insel, die er in der Dunkelheit gesehen hatte.

Er erreichte sie auf Anhieb, das felsige Eiland war groß genug, so daß er nicht noch mal ›baden‹ ging.

Rani schüttelte sich wie ein Hund, strich sich über die Glatze und meinte im Selbstgespräch: »Wie gut ist es doch manchmal, wenn man kein Haupthaar mehr hat. Das wäre sonst auch noch tropf naß.«

Er lief um einen Felsblock, der von schäumenden Wellen umspült wurde.

Die Felseninsel lag mitten im Wasser. Im ersten Moment wußte Rani nicht, auf welcher Seite des Eilands er angekommen war. So weit das Auge reichte – Meer, Meer, Meer…

In der Dunkelheit und der Entfernung, zum Festland war es unmöglich, das Ufer zu erkennen und jene Stelle wieder zu entdecken, an der er vorhin mit dem Pärchen gesprochen hatte.

Er befand sich aber an der richtigen Stelle.

Er brauchte nur Ausschau zu halten nach der hellhäutigen Gestalt, die über das Wasser wanderte.

Er sah sie wieder…

Das lange, blonde Haar wehte im auffrischenden Wind.

Rani Mahay suchte sich eine günstige Stelle auf dem zerklüfteten Plateau, das von zahlreichen Löchern und Spalten durchzogen war, aus denen zischend das Wasser sprudelte. Dann drehte er den Armreif.

Sein Körper verlor an Kontur, wurde gespensterhaft durchscheinend und verschwand.

Rani Mahay stand unter der tarnenden magischen Energie, die aus dem Armreif kam, den Björn Hellmark in einem fremden Land einst von der schönen Velena geschenkt bekam.

Der Inder lehnte gegen die Felswand. Ihn fröstelte infolge der durchnäßten Kleidung nach wie vor. Alles an ihm und mit ihm war

gleich – man konnte ihn nur nicht sehen. Wie ein Tarnmantel hüllte die Energie ihn ein und verhinderte, daß sein Körper erkennbar wurde.

Aufmerksam und ruhig verfolgte Hellmarks Freund die Annäherung der nackten Unbekannten.

Er war bereit, ihr zu folgen und nach Möglichkeit alles über sie herauszufinden.

War sie hier auf der Insel zu Hause?

Nun, dann würde sie ihm – ohne es zu ahnen – sehr schnell ihr Versteck zeigen.

Ihr geheimnisvolles Wesen und ihre nicht minder rätselhafte Erscheinung gaben Anlaß zur Nachdenklichkeit, Besorgnis und Verwirrung. Er mußte versuchen, hinter ihr Geheimnis zu kommen.

Die Fremde betrat die Insel und kam genau auf ihn zu, obwohl sie ihn nicht sehen konnte!

*

Er stöhnte leise.

Jim, der Guuf hatte das Gefühl, als hätte man ihn durch eine Mangel gedreht.

Sein Kopf schmerzte höllisch. Er mußte gegen eine Felswand gefallen sein. Dumpf erinnerte er sich an seltsame, bizarre Bilder. Ein Alptraum, er sah sich durch eine imaginäre, groteske Welt rennen, in der es nur Steine gab, spitze, große und kleine. Da war ein Tal, riesengroß, die Felsen sahen aus wie urwelthafte Ungeheuer, die sich in den Boden geduckt zu haben schienen, als würden sie auf etwas warten.

Und richtig! Sie warteten auf ihn. Einer der zerklüfteten Buckel erhob sich. Ein grausig anzusehendes Lebewesen richtete sich auf. Es schien, als wäre es aus Steinen und ungeformten Erdklumpen zusammengesetzt.

Jim war im Vergleich zu diesem Ungeheuer winzig wie ein Insekt.

Er begann zu laufen.

Ringsum erwachten die Steinungeheuer zum Leben. Seine Bewegung, sein Schatten schienen sie aus ihrem Schlaf zu wecken.

»Zurück…« stieß Jim schweißüberströmt hervor. »Laßt mich in Ruhe…«

Er war völlig außer Atem, bewegte sich nur noch taumelnd und kam kaum noch vorwärts.

»Zurück?« vernahm er das Echo einer spöttisch klingenden Stimme. »Du hast dich selbst in diese Lage gebracht – und nun wollen wir wissen, wer du wirklich bist und was du im Schild führst, mach' die Augen auf!«

Was hatte das zu bedeuten?

Wie kam die Stimme in dieses unheimliche Tal?

»Nun komme schon zu dir!« Etwas klatschte ihm ins Gesicht. Es war Wasser. Schmutzig und lauwarm. Er schüttelte sich. Die Bilder, die ihm das Tal und die steinernen Ungeheuer zeigten, verblaßten ein wenig.

Ich kann ja fliehen, grellte der Gedanke plötzlich ihm im Hirn auf. Ich kann mich nach Marlos versetzen, und dann können mir die Viecher nichts mehr tun.

Er versuchte es, und es klappte nicht.

Er klebte mit den Füßen am Boden und kam nicht weg.

Die Ungeheuer rückten auf ihn zu. Von allen Seiten. Da sah er einen winzigen Spalt zwischen zweien. Jim nahm seine ganze Kraft zusammen und spurtete los. Es gelang ihm, den dicht geschlossenen Kreis der Ungetüme zu verlassen. Und außerhalb der riesigen, wie Wellen auf- und abwogenden Körper sah er den Eingang zur Höhle.

Das war der Ort, den er finden wollte!

Jim mobilisierte nochmal alle Kräfte, flog förmlich dem Höhleneingang entgegen und taumelte hinein, als die Decke über ihm zerbröckelte und sich in tausend Einzelteile auflöste.

Es donnerte und grollte.

Von überall her regnete es plötzlich Steine. Er wurde getroffen, zu Boden geworfen, versuchte sich zu erheben und zurückzurennen in das Tal der Monster.

»Nun komme schon!« Wieder die Stimme. Woher kam sie nur?

Ebenso schnell wie er den Eindruck wahrgenommen hatte, verblaßte er wieder.

Er konnte sich nicht mehr erheben!

Die Steine hielten ihn fest und preßten ihn auf den Boden, sie prasselten auf ihn und bedeckten Brust und Bauch, Arme und Beine, ein Hügel aus Steinen baute sich auf ihm auf.

»Mein Kopf, mein Kopf!« stöhnte Jim.

»So schlimm war es nicht«, erhielt er von der unsichtbaren Stimme zur Antwort. »Mach’ nicht so ein Theater.«

Die Steine würden ihn begraben.

Panische Angst erfüllte ihn, er versuchte sich zu erheben und den Berg zu sprengen, der sich über ihm auftürmte. Doch er saß fest, wie angewachsen, seine Arme und Beine ließen sich nicht mehr bewegen, sein Kopf…

Dieser Zustand war so furchtbar, daß er die Augen aufschlug und voller Entsetzen in die dämmrige Hütte starrte, in der mehrere Fackeln brannten.

Wie kam er hierher? Was hatte das steinerne Tal, die zusammenbrechende Höhle mit dieser Hütte zu tun?

An der Wand gegenüber hing ein klobiges Regal. Darauf standen Schnitzereien, einige kleinere Tongefäße und sogar ein paar Bücher, die uralt und vergilbt waren. Und die gerahmte Fotografie eines hübschen jungen Mädchens!

Da setzte Jims Erinnerung wieder ein.

Er atmete tief durch und schüttelte das Entsetzen, das er eben noch empfunden hatte, ab wie ein Hund die Nässe aus seinem Fell.

Jim saß der Wand genau gegenüber und wußte, daß er nach einem heimtückischen Überfall in diese Lage geraten war.

Erheben konnte er sich nicht. Seine Arme und Beine waren mit breiten Ledergurten an einen Stuhl gebunden.

Jim atmete tief durch und richtete seinen Blick auf die hochgewachsene Gestalt, die rechts neben ihm stand und offensichtlich die ganze Zeit über mit ihm gesprochen hatte. In englischer Sprache.

»Bitte«, sagte der junge Guuf leise, »binden Sie mich los. Ich bin keine Gefahr für Sie, das Ganze ist ein Irrtum. Ich werde Ihnen alles erklären. Sie sind ein Weißer, Sie werden mich verstehen.«

Der andere trat aus dem Halbschatten zwischen zwei Fackeln vor Jim.

»Eine Erklärung ist mehr als überfällig«, fuhr der Weiße ihn an. Er sprach nicht freundlich und sah auch nicht so aus. Sein Gesicht war stoppelbärtig, die Haare – lang und schwarz – wuchsen bis zu den Schultern hinab. Der Mann wirkte kräftig, muskulös. Außer einem zerschlissenen Lendenschurz trug er nichts weiter auf der Haut. »Am besten wäre natürlich, du würdest erst die Maske abnehmen.«

»Welche Maske?« war Jims erste Reaktion. Einen Moment vergaß er, wer er wirklich war und wie er auf andere Menschen wirkte. Er selbst sah sich als Mensch, und es war ihm jedesmal unverständlich, wie andere auf sein Aussehen reagierten.

»Ich habe mehrmals während deiner Bewußtlosigkeit versucht, sie abzuziehen. Es ging nicht, muß wohl ein Trick dabei sein.«

Jim schüttelte den Kopf und verzog das Gesicht. Die Bewegung schmerzte ihn. Der andere mußte ihm gehörig eins übergezogen haben. »Es ist keine Maske, ich sehe wirklich so aus.«

Da begann der Weiße zu lachen. »Du hast Mut«, sagte er dann mit rauher Stimme. »Mich – Loll – an der Nase herumzuführen, das ist schon ein starkes Stück.«

»Loll…?«

»Ja, so heiße ich.«

»Merkwürdiger Name.«

»Meine Freunde hier im Dorf haben mir diesen Namen gegeben.«

Plötzlich war der Dialog da. Jim versuchte von sich abzulenken und erst mal das Gespräch in Gang zu bringen.

»Und wie heißt du?« fragte Loll.

»Jim.«

»Der Name paßt aber nicht zu dir.«

»Doch. Mir gefällt er. Warum hast du mich niedergeschlagen?«

»Du bist ein Fremder und siehst aus wie die Totems. Wir hassen die mit den runden Köpfen und dem Echsenkamm darauf.«

»Ich sehe zwar so aus wie sie, aber ich bin nicht so.«

»Warum hast du ihr Aussehen angenommen, wie hast du das fertiggebracht? Es ist mir ein Rätsel, und rätselhaft ist mir auch, wie du hierher kommst. Keiner von uns hat dich gesehen. Wo kommst du her?«

»Das ist eine lange Geschichte. Ich werde sie dir erzählen, Loll.« Jim gab sich Mühe, jeden Hader aus seinen Worten, dem Klang seiner Stimme, herauszulassen. Er wollte Loll für sich gewinnen, da war jemand, mit dem er sich verständigen konnte, der ihn jetzt noch falsch einschätzte. Aber Mißverständnisse konnte man mit einigem Geschick beseitigen. »Es ist gut, daß du hier bist. Mit den Eingeborenen allein könnte ich mich nicht unterhalten.«

Jim blieb ganz ruhig, obwohl er instinktiv fühlte, daß sein Leben an einem seidenen Faden hing. Er brauchte nur an die Situation zu denken, die er angetroffen hatte, als er die Bildfläche betrat. Tanzende Eingeborene hatten zwei an Totempfähle gefesselte Weiße offensichtlich dazu verurteilt, zu sterben. Aus welchem Grund?

Jim versuchte seine Erklärung so lange wie möglich hinauszuschieben. Es kam ihm darauf an, Loll zu beweisen, daß er ihn nicht zu fürchten brauchte, wie man mit ihm zurechtkam, egal was jene anderen Guuf, deren geschnitzte Standbilder in diesem Urwalddorf existierten, hier auch angestellt haben mochten.

»Wo bin ich hier, Loll? Und wie kommst du hierher?«

Der kräftige Mann war kaum zu erkennen.

Jim tränten die Augen von den rußenden und qualmenden Fackeln. Er preßte die Lider krampfhaft zusammen, um sich Erleichterung zu verschaffen. Loll schien die Luft überhaupt nichts auszumachen. Er war daran gewöhnt.

»Tief im Urwald. Wo – das kann ich auch nicht mehr so genau sagen…« Er lachte rauh, hockte sich auf sein Lager und kratzte sich am Kopf. »Ich weiß nicht, wie weit ich damals gekommen bin.«

»Damals?«

»Hm, vor zwanzig, dreißig oder vierzig Jahren, es ist schon so lange her. Anfangs habe ich die Tage, Wochen, Monate noch gezählt, aber dann habe ich es unterlassen. Irgendwo mitten im Kongo wird es wohl sein, wo die Hütten hier genau stehen, ist auch völlig unwichtig. Oder ist es etwa wichtig für dich?« Seine Stimme klang sofort wieder angriffslustig.

»Nein, nein«, sagte Jim schnell. Loll sah böse aus. Seine Augen funkelten, und seine Hände ballten sich zu Fäusten. Diese leichte Erregbarkeit seines Gesprächspartners gefiel ihm nicht.

»Warum fragst du dann danach?« Loll erhob sich. Er sah bösartig und gefährlich aus, wie er da stand. Dann lachte er plötzlich wieder. »Du bist ein komischer Kauz, wirklich… ich bin gespannt auf deine Geschichte, die du mir erzählen wirst…« Von einem Moment zum anderen änderte sich der Klang und die Lautstärke seiner Stimme.

Wirkte er eben noch heiter, erschien er im nächsten Moment böse. Loll war unberechenbar und krank. Jim erkannte es deutlich. Dieser Mann war wahnsinnig!

»Warum bist du hier, Loll? Hat man dich festgehalten, irgendwann im Leben?«

Jim fühlte sich unbehaglich. Er war noch nicht wieder so weit hergestellt, daß er schmerzfrei war. Sein Schädel brummte unaufhörlich.

»Ich bin einfach hierhergekommen und geblieben. Es gefällt mir hier.«

Genau an diesem Punkt wollte Jim nachdenken und die Frage nach dem jungen Forscherehepaar stellen, das er blitzschnell von seinen Fesseln befreit hatte. Loll war mit dem Mord an diesen beiden Menschen einverstanden gewesen? Er wagte jedoch nicht, diese Frage zu stellen, etwas hielt ihn zurück, ein Gefühl, den Zorn dieses Mannes nicht erneut anzufachen.

»Du stammst aus England, nicht wahr?«

Loll zuckte die Achseln. »Möglich.«

Entweder wußte er es nicht mehr, oder er wollte nicht darüber sprechen.

»Warum bist du gekommen, Loll?«

Die Unruhe des Mannes, den Jim auf etwa fünfzig Jahre schätzte, wuchs merklich, als der Guuf die Frage stellte.

Er schluckte, drehte sich, näherte sich dem Lager und griff mit zitternder Hand nach dem alten Foto im Rahmen.

Eine Zeitlang stand er selbstvergessen da, völlig reglos, als wäre er erstarrt und schien sogar das Atmen zu vergessen.

»Ach, weißt du…« Seine Stimme klang plötzlich ganz sanft, als erkläre er einem Kind etwas. »Das ist eine lange und traurige Geschichte.«

»Erzähle sie mir, Loll.«

Der Angesprochene drehte sich langsam um und hielt das Bild so, daß er es im Schein einer Fackel besonders gut sehen konnte. »Das ist Elaine, wir hatten uns sehr lieb, sie war damals zweiundzwanzig, als das Foto aufgenommen wurde in ihrem Garten. Ich habe es geknipst. Damals, in Brighton, wir hatten große Zukunftspläne. Sie war

Künstlerin, wir ergänzten uns vortrefflich. Sie malte wunderschöne Bilder, mit leichter Hand und tiefem Sinn für das Detail, das einem Bild das gibt, was es ehrlich und gut macht.

Ich verlegte mich mehr auf das Modellieren und Schnitzen.«

Als Loll das sagte, wanderte Jims Blick unwillkürlich zu den kleinen Figuren auf dem Regal. Lolls Arbeit…

»Wir hatten vor, gemeinsam ein kleines Atelier in London zu eröffnen, sie wollte malen, ich modellieren, das Verständnis mit ihr war wunderbar. So etwas gibt es wahrscheinlich nur alle hundert Jahre einmal, daß zwei Menschen sich treffen, verstehen, lieben – ohne daß viele Worte zwischen ihnen gewechselt werden. Bei uns war dieser Glücksfall eingetroffen. Aber die Menschen sind offensichtlich nicht dafür geschaffen, lange glücklich zu sein. Das Leben mag es nicht, wenn jemand nur glücklich ist…

Elaine wurde sehr krank, die Ärzte sahen keine Möglichkeit mehr, etwas für sie zu tun. Sie sagten nur, daß sie sich ihre Tage so schön wie möglich machen sollte. Sie hätte höchstens noch zwei oder drei Monate zu leben…

Wir verbrachten diese Zeit gemeinsam. Wir waren Tag und Nacht zusammen und haben viel miteinander gesprochen. Sie hat nicht ein einziges Mal geweint. Diese Aufnahme hier entstand in jenen Tagen, genau fünf Tage vor Elaines Tod…«

An dieser Stelle unterbrach er sich.

Ein tiefer Atemzug hob und senkte seine breite, nackte Brust. Gedankenversunken ließ er das Bild sinken.

»Ich war damals verzweifelt«, fuhr er unvermittelt fort. »Es war mir unmöglich, mein Leben nach ihrem Tod so fortzusetzen, wie wir das gemeinsam vorgehabt hatten. Ich verließ mein Land und reiste kreuz und quer durch die Welt. Ich nahm an abenteuerlichen Expeditionen teil, bereiste ganz China und hielt mich lange Zeit in den Himalaya-Staaten auf. Doch auch dort hielt es mich schließlich nicht mehr. Die Ruhelosigkeit packte mich wieder. Wie ein Getriebener, Verfolgter reiste ich um die ganze Welt, durchquerte die Sahara und stieß in undurchdringliche Urwälder vor… auf der Suche nach was?« Er zuckte die Achseln. »Nach dem verlorenen Glück? Nach dem Sinn meines Lebens? Auf der Suche nach einer neuen Hoffnung? Und dann blieb ich einfach… in einem Eingeborenendorf. Ich kenne seinen Namen nicht, weil es keinen hat. Die Menschen nahmen mich auf als den ihren. Seitdem gehöre ich zu ihnen… dieses winzige Dorf mitten im namenlosen Dschungel wurde meine neue Heimat… meine eigene habe ich vergessen. Nicht vergessen habe ich Elaine, die so schön war und so jung sterben mußte…« Er senkte die Hand mit dem Bild, und sein Kopf sank langsam nach vorn, als würde er über etwas besonderes tief und konzentriert nachdenken. »Ich habe eine neue Welt

kennengelernt, auch die Höhle mit den Totems…«

Die letzten Worte waren leise gesprochen, dennoch entgingen sie Jim nicht.

Er fuhr wie elektrisiert zusammen.

»Welche Höhle, Loll?« fragte er mit belegter Stimme.

Die Reaktion, die daraufhin erfolgte, war nicht voraussehbar gewesen.

Aus dem eben noch so sanften Mann wurde ein wütender Teufel.

Er wirbelte herum, schleuderte Elaines Foto auf sein Lager und war dann mit einem schnellen Schritt vor Jim.

»Also doch«, geiferte er und sah erschreckend aus. Er bebte am ganzen Körper, und Schweiß perlte auf seinem Gesicht. »Die Höhle, du kennst sie auch.«

»Ich weiß nichts von einer Höhle, Loll. Du selbst hast doch davon gesprochen!«

»Oh, ja, schon, aber du willst mich aushorchen, nicht wahr, willst herausfinden, was ich alles darüber weiß. Die alten Geschichten, die Mythen, die es in diesem Stamm gibt, sind doch keine reinen Erfindungen! Ich habe es immer gewußt…«

Sein ganzes Wesen wirkte hektisch, nervös und bedrohlich. Das war ein ganz anderer Mann als der, der vor wenigen Minuten noch seine Geschichte von Elaine erzählt hatte. Sein Ich war gespalten.

»Sie versteckten sich einst in der Höhle, heißt es in der Legende«, fuhr er leiser werdend fort, ohne Jim aus den Augen zu lassen. »Sie waren eine Zivilisation, die normalerweise nicht in diesen Breiten zu finden war. Sie forderten Menschenopfer. Der Stamm gab sie ihnen. Es war die Zivilisation der Guu-uf.«

»Seit jenen trüben Tagen ist die Angst vor den Wesen mit den hornartigen Kämmen auf den kahlen, runden Köpfen geblieben. Seit dieser Zeit werden die Guu-uf gefürchtet und bewundert, denn sie haben einerseits den vielfachen Tod in den Stamm gebracht, andererseits jedoch dafür gesorgt, daß andere feindliche Stämme dieses Gebiet wie die Pest fürchteten. Dieser widersprüchliche Geist äußert sich auch in den Ritualen, die noch heute in der gleichen Form durchgeführt werden wie damals. Es gibt Zeiten des Lebens und Zeiten des Sterbens.«

»Ich verstehe«, murmelte Jim, »und das Forscherehepaar hatte das Pech, gerade in einer Periode des Sterbens hier aufzutauchen und in die Gefangenschaft der Eingeborenen zu geraten.«

»Du hast die Gefangenen befreit. Dafür hast du selbst den Tod verdient«, warf Loll ein. »Ich verstehe dich nicht, Jim«, seine Stimme wurde wieder sanfter, »warum du das getan hast. Du hättest dich freuen müssen über das Opfer…«

Lolls Entwicklung, sein Charakter, sein Wesen hatten in den

fünfundzwanzig oder dreißig Jahren gelitten, seitdem er hier lebte. Er war zurückgefallen auf eine frühe Stufe menschlicher Entwicklung, und er sprach von rituellen Menschenopfern, als sei dies die normalste Sache der Welt und nicht verwerflich.

»Nein, Loll, über Töten kann man sich nicht freuen.«

»Aber du bist ein Guu-uf.«

»Ich sehe so aus. Und selbst, wenn ich einer wäre, müßte ich nicht so denken wie einige. Nicht alle Guu-uf paktieren mit den Mächten der Finsternis. Nicht alle Menschen sind Mörder, nur weil einer einen anderen umgebracht hat.«

»Ich verstehe das nicht.« Loll sah plötzlich sehr nachdenklich aus.

»Du wirst es verstehen, glaube ich, wenn ich dir alles erkläre. Aber erst laß mich frei. Nimm mir die Fesseln ab und zeig mir die Höhle, Loll, damit ich mich vergewissern kann, ob das stimmt, was du sagst.«

»Ich lüge nie! In der Höhle sind die Totems, die Zeichen, daß sie da waren und in der Höhle erwarten sie ihre Opfer. Aber das müßtest du doch am besten wissen.« In seinen Augen glitzerte plötzlich ein kaltes Licht. »Wenn du nicht ihr Abgesandter bist, sondern – doch eine Maskerade – was hält uns eigentlich davon ab, dich zu opfern? Ja, weshalb warte ich eigentlich so lange und vergeude meine Zeit? Meine Freunde im Dorf werden mich bewundern, wenn ich ihnen deine Leiche bringe.«

Alles, worüber er zuvor gesprochen hatte, war jetzt für ihn vergessen. Er war von einem unbändigen, unerklärlichen Haß auf den Gefangenen erfüllt. Und nur so war es auch erklärbar, daß er ohne einzugreifen das Ehepaar Mason hätte ermorden lassen.

Loll angelte nach einem gekrümmten Dolch an der Wand und kam damit auf Jim zu.

»Ich werde dir den Hals durchschneiden«, sagte er kalt. »Dann werden alle sehen, daß du doch nur eine Maske trugst.«

»Tue es nicht, Loll«, Jim perlte der kalte Schweiß auf der Stirn. »Mein Tod wird dir nichts nützen. Warum willst du mich töten? Du wolltest mir die Höhle zeigen, erinnerst du dich nicht?«

Der Gedanke daran, daß es jene Höhle, die er wie eine Vision gesehen hatte, wirklich in der Umgebung des Urwalddorfes gab, ließ ihn ein gewagtes Spiel treiben.

Nun hieß es auf Draht sein, durchhalten und konzentriert zu bleiben.

Loll schien ihn überhaupt nicht zu hören.

Der Dolch blitzte vor Jims Augen.

»Du begehst einen Fehler, Loll. Ich fürchte mich nicht vor dir. Ich mag dich. Vergiß nicht, daß ich längst von hier hätte fliehen können, wenn ich das gewollt hätte.«

Jims Worte trafen sein Gegenüber merkbar.

Der stutzte. »Du wolltest fliehen?« Lolls Gesicht war ein einziges Fragezeichen. Er fuhr sich über sein stoppeliges Kinn. »Ich habe dich gefesselt, und es wird dir niemals gelingen, diese Fesseln abzustreifen. Und selbst wenn du es wider Erwarten schaffen solltest, kämst du nicht weit. Draußen vor der Hütte sind alle versammelt, Männer und Frauen des Dorfes. Alle sind bewaffnet. Sie würden dich durchlöchern wie ein Sieb, noch ehe du fünf Schritte weit gelaufen wärst. Du siehst, so einfach ist es nicht, von hier wegzukommen.«

»Du irrst, Loll.«

»Loll irrt nie.«

»In diesem Fall doch! Wenn ich gewollt hätte, wäre ich längst geflohen und hätte dich allein zurückgelassen.«

»Du lügst!«

»Nein, Loll.« Jim fiel es schwer, angesichts des sich nähernden Dolches konsequent und ruhig zu sprechen. »Ich werde dir den Beweis erbringen. Ich möchte mit dir eine Abmachung treffen.«

»Welche Abmachung?«

Jim schluckte. Er spürte die Klinge an seiner Kehle und hoffte, daß Loll jetzt nicht durchdrehte.

»Wenn es mir gelingt, mich innerhalb von zehn Sekunden zu befreien…«

Loll fing an zu lachen. »Köstlich!«

»Wenn ich es schaffe, Loll«, ließ Jim sich nicht beirren, »und du mich nicht töten kannst, wirst du mir dann die Höhle zeigen?«

Der Gefragte stutzte. »Wie willst du das bewerkstelligen?« fragte er rauh.

»Das ist meine Sache.«

»Okay«, Loll nickte, »die Abmachung gilt. Du mußt nicht ganz richtig im Kopf sein, daß du solche Dinge sprichst.«

»Du bist also damit einverstanden?«

»Ja. Ich zähle bis zehn und dann schneide ich dir den Hals durch.«

»Ich werde wieder zurückkommen und dich an dein Versprechen erinnern. Und auf dem Weg zur Höhle dann, Loll, werde ich dir alles über mich erzählen. Ich hoffe dann nur, daß du mich auch verstehst.«

Das tödliche Spiel begann.

Loll zählte. Nicht sehr schnell.

»… acht… neun…«

Die kühle Klinge lag an Jims Kehle.

»Zehn!«

Loll stieß zu.

*

Und taumelte durch den eigenen Schwung nach vorn. Da gab es

plötzlich keinen Widerstand mehr, gegen den er sich hätte stemmen müssen.

Der Stuhl vor ihm war leer.

Im gleichen Augenblick, als Lolls Dolch ins Leere stieß, fiel Jim, der Guuf, in den weichen, weißen Sand von Marlos und überschlug sich.

Durch den ruckartigen ›Sprung‹ nach Marlos kam er nicht gleich auf die Füße.

Die vertraute Umgebung, rauschende Palmen, weißer Strand, blaues Meer, so weit das Auge reichte, das war sein Zuhause.

Mit leisem Jubelschrei sprang Jim auf die Füße.

Er konnte sich jetzt gut Lolls Gesicht vorstellen, der die Welt nicht mehr begriff, wie er vor dem leeren Stuhl mit den losen Ledergurten stand, mit denen sein Opfer eben noch unentrinnbar gefesselt war.

Jim hatte sich plötzlich zu diesem Manöver entschlossen. Er wußte, daß diese Aktion für Loll eine ganze Menge neuer Fragen aufwarf, doch das nahm er in Kauf. Loll war schizophren und nahm gewisse Dinge anders hin als ein normaldenkender Mensch. Das konnte auch gewisse Vorteile haben.

Jim hatte sich absichtlich bei seiner Rückkehr auf eine Stelle von Marlos konzentriert, die nicht unmittelbar in Nähe der Blockhütten lag. Dennoch konnte er dorthin sehen.

Er beobachtete Carminia Brado und Danielle de Barteaulieé von weitem, wie sie sich vor der Tür zur Hütte Ak Nafuurs trafen. Sie steckten die Köpfe zusammen und flüsterten sich etwas zu. Ihre Mienen waren sorgenvoll.

Jim sah auch Pepe.

Der war gerade auf dem Weg zu dem kleinen Palmhain, in dem der Geistspiegel des Hestuus lag.

»Pepe!« rief Jim leise.

Der dunkelgelockte Mexikanerjunge blieb wie vom Donner gerührt stehen. Dann wirbelte er herum.

»Jim?!« Sein Ausruf war etwas zu laut.

Der Guuf schlug die Hände über dem Kopf zusammen. »Leise!« stieß er hervor. »Es muß doch nicht jeder gleich wissen, daß ich hier bin.«

»Aber wir alle freuen uns doch.« Pepe kam atemlos auf Jims Höhe. »Wenn das Carminia erfährt, und Björn und…«

»Sie sollen es noch nicht erfahren. Ich bin noch nicht ganz fertig.«

»Die Höhle – hängt es mit der Höhle zusammen, Jim?«

»Ja.«

»Du hast sie also wirklich – gefunden?«

»Ja.«

»Warum bist du dann so lange weggeblieben? Björn ist wütend. Er

hat eine Suchaktion nach dir gestartet.«

Jim kratzte sich an seinem kahlen Hinterkopf. »Das hätte ich mir denken können, ich wollte ursprünglich auch nicht so lange fort bleiben, verstehst du. Ich wollte mir erst Gewißheit verschaffen.«

»Und die hast du jetzt?«

Jim wiegte den Kopf. »Wie man's nimmt. Der Weg nach dort scheint jetzt offen zu sein. Es hängt mit der Anwesenheit der Guuf auf der Erde zusammen. Das muß einige Jahrtausende zurückliegen.«

»Du darfst das Björn nicht verschweigen.«

»Natürlich nicht. Er muß alles erfahren. Es scheint sehr wichtig zu sein. Aber noch läßt sich nichts sagen. Ich muß wieder zurück. Ich weiß jetzt auch, wo ich in etwa bin, höre zu, Pepe, ich erzähle dir schnell das Wichtigste.«

Das tat er und ließ nichts aus. Er beschrieb die Totems und das kleine Dorf, das nur aus wenigen Hütten bestand, und er erzählte von Loll, dem Trauer und Einsamkeit den Verstand gekostet hatten.

»Mein spurloses Verschwinden muß Eindruck bei ihm hinterlassen haben«, endete Jim, »das kann ihn vielleicht davon überzeugen, daß es sich lohnt, sich mit mir anzufreunden und das Versprechen einzulösen.«

»Falls er sich noch an dieses erinnert.«

»Mhm, dieses Risiko muß ich auf mich nehmen. Ich fühle, ich bin ganz nahe am Ziel.«

Pepe machte den Vorschlag, Jim zu begleiten, sah aber gleich darauf ein, daß dadurch das Risiko für den Freund sich nur noch vergrößerte. Jim war allein gegangen und mußte auch allein zurückkehren.

Doch sie sprachen etwas ab, das für Jim einen Risikofaktor weniger bedeutete.

Sie verglichen ihre Uhren und stellten sie auf die gleiche Zeit ein. Hier auf Marlos brauchten sie keine ›Zeit‹. Der Tag unterschied sich kaum von der Nacht. Dunkelheit gab es hier nicht. Um jedoch einen Fixpunkt zu haben, war es unerläßlich, sich nach Uhren zu richten, wenn eine entsprechende Situation gegeben war.

»Wenn du in zwei Stunden nicht zurück bist, werde ich nachkommen, Carminia oder Danielle oder beide mitnehmen«, bestimmte Pepe.

Jim mußte noch eine genaue Beschreibung des Ortes geben. Markante Punkte waren notwendig, um jenen die genaue Ankunft möglich zu machen, die eventuell nachkommen würden.

»Laß dich auf nichts ein, was gefährlich werden könnte«, ermahnte Pepe noch den Freund, ehe der wieder von Marlos verschwand.

Im nächsten Moment veränderte sich für Jim die Umgebung wieder völlig.

Er versetzte sich in den durch Fackeln erhellten Raum in Lolls Hütte.

Das Bild hatte sich ihm eingeprägt.

Absichtlich kam er nicht auf dem Stuhl an, sondern in der Nähe des Schlaflagers.

Loll stand noch immer wie erstarrt vor dem Stuhl und wandte Jim den Rücken zu, als dieser materialisierte.

»Hallo, Loll, hier bin ich!«

Der kräftige Mann flog mit leisem Aufschrei herum.

»Jim!« Sein Ausruf klang genauso überrascht wie der Pepes vor wenigen Augenblicken auf der Insel.

Loll hielt noch immer den Dolch in der Hand. Er blickte zwei-, dreimal irritiert nach hinten, sah erst auf den leeren Stuhl und dann auf Jim, den Guuf.

Die ganze Tragweite dessen, was wirklich passiert war, schien ihm langsam bewußt zu werden.

Jim war eine Minute verschwunden gewesen, und nun gab es ihn plötzlich wieder. Selbst in Lolls angegriffenem Hirn hinterließ das einen gewaltigen Eindruck.

Der vor zwanzig oder dreißig Jahren im Dschungel Verschollene hielt noch immer den Dolch in der Hand. Aber diesmal richtete er ihn nicht aggressiv auf Jim, sondern hatte ihn nach unten gesenkt.

Loll war sichtlich verwirrt und sprachlos.

»Das mußt du mir zeigen«, sagte er dann, nachdem eine Weile vergangen war, in der auch Jim kein Wort gesprochen hatte. Er machte momentan einen ganz vernünftigen und klaren Eindruck.

»Erst dein Versprechen, Loll.«

»Die Höhle, ich werde dich hinführen. Komme mit und erzähle mir alles über dich, aber keine Tricks«, warnte er gleich wieder. »Wenn ich merken sollte, daß du nur gekommen bist, um die alten Mythen aufleben zu lassen, die dieses kleine Dorf schließlich zum Aussterben veranlaßt, dann kenne ich kein Pardon.«

»Du kannst unbesorgt sein, Loll, ich bin gekommen, um die alten Mythen zu zerstören.«

*

Sie verließen die Hütte.

Loll und Jim hielten eine Fackel in der Hand.

Jim hatte sich außerdem mit einem Speer bewaffnet, Loll mit einem großen Buschmesser.

Draußen war es bis auf den Schein der Fackeln stockfinster.

Die Eingeborenen des namenlosen Dorfes, auf das der Forscher Mason mit seiner Frau durch Zufall gestoßen war, schliefen noch

nicht. Sie waren alle auf dem Platz vor den beiden Totems der Guu-uf versammelt.

Die weißen Augäpfel leuchteten in der Dunkelheit. Die schwarzen Körper waren kaum zu erkennen.

Jim spürte die Welle der Feindseligkeit, die ihm entgegenschlug.

Mißtrauen, Ratlosigkeit und Furcht.

Die Frauen wichen zurück, als er auftauchte. Einen lebenden Guu-uf hatten sie noch nie gesehen. Sie fielen nicht ehrerbietend und voller Angst auf die Knie vor ihm. Sie wagten aber auch nicht, ihn offen anzugreifen. Es war ein merkwürdiges, kaum zu beschreibendes Verhältnis, das sie zu ihrem ›Götzen‹ aus der Mythologie entwickelt hatten.

»Ogalla mu lo ug«, sagte Loll mit klarer Stimme.

Was diese Worte bedeuteten, die wie ein Befehl klangen, verstand Jim nicht. Aber er konnte die Wirkung gleich darauf erkennen.

Die bewaffneten Männer nahmen eine weniger bedrohliche Haltung ein und öffneten eine Gasse, durch die Loll und Jim liefen.

Der Guuf fühlte unablässig die ängstlichen Blicke der Eingeborenen auf sich gerichtet. Sein Unbehagen wuchs, wenn er daran dachte, daß einer vielleicht die Nerven verlor und ihm einen Dolch oder Speer in den Rücken jagte, ehe er die drohende Gefahr erkannte und sich nach Marlos versetzen konnte.

Dennoch fühlte Jim sich bedeutend wohler, als sie den Dorfplatz verlassen hatten. Loll ging in den Busch. Blätter raschelten. Die Nacht war erfüllt von den typischen Geräuschen der Wildnis.

»Ich kenne den Weg genau«, sagte Loll, ohne sich umzudrehen. Er ging Jim stets voran und schlug das Buschmesser wie einen überdimensionalen Pendel mal nach links, mal nach rechts. Die Pflanzen kippten weg unter der Wucht der Schläge. In der Linken hielt Loll dabei unablässig die Fackel, deren Licht die Dunkelheit vertrieb. »Ich bin ihn schon hundertmal gegangen, manchmal ist es wie ein Zwang, da zieht es mich förmlich in diese rätselhafte Höhle, deren Existenz keinem Weißen vertraut ist. Vielleicht ahnten die beiden etwas, die du von den Totems befreit hast. Aber so schnell werden die wohl nicht mehr hier auftauchen, um nachzuforschen. Der Schreck steckt ihnen noch ordentlich in den Gliedern, und das ist gut so.« Er kicherte leise vor sich hin, und Jim fürchtete schon, Lolls Verstand würde wieder umkippen.

Doch Loll blieb ruhig und verhielt sich normal. Nur einmal noch redete er davon, daß die Schneise, die er jetzt schlug, morgen abend schon wieder zugewachsen sein würde. In dieser Hölle vollzog sich das Wachsen und Sterben in rasender Eile.

Die Höhle, von der Loll gesprochen hatte und Jim meinte, daß er sie suchen müßte, lag mitten im Urwald.

Ein Hügel hob sich in der Finsternis plötzlich von ihnen ab.

»Das ist er«, sagte Loll einfach.

Jim sah den Erdhügel, der so hoch war wie ein Einfamilienhaus. Büsche und Sträucher und riesige Bäume umstanden ihn und wuchsen auf ihm. Der Eingang in die Höhle wurde von riesigen Luftwurzeln gebildet, die den Boden aufgetrieben hatten.

Der hinter Gestrüpp getarnt liegende Zugang wäre von einem Nichteingeweihten bei diesen Lichtverhältnissen überhaupt nicht, und selbst bei Tag nur unter größten Schwierigkeiten entdeckt worden.

Die Luftwurzeln ragten wie verschlungene, bizarre Torbögen auf.

Loll und Jim konnten sie aufrecht gehend passieren.

Der Weg führte direkt in den Hügel. Im blakenden Licht der rußenden Fackeln hatte Jim das Gefühl, durch den Tunnel in eine andere Welt zu gehen.

Der Boden war hart und mit unzähligen Wurzelsträngen durchsetzt. Man mußte höllisch aufpassen, um nicht zu stolpern.

Die Höhle war nicht aus Stein und Fels, sondern aus Erde und Wurzeln, die einen wahren Dom über den beiden Eindringlingen bildeten.

Links und rechts neben dem eigentlichen Eingang, den sie nach etwa zwanzig Schritten erreichten, standen zwei kerzengerade gewachsene Bäume, deren Stämme als Totems bearbeitet worden waren. Die Schnitzereien stellten zwei hochaufgerichtete Guuf dar. Der hornartige Echsenkamm auf ihren runden Köpfen ragte über die Begrenzungslinie des Stammes hinaus.

Beide Bäume trugen trotz des gewaltigen Einschnittes in ihr Leben noch ihre Kronen, die dicht belaubt waren und im Gewirr der Luftwurzeln über ihnen verschwanden.

Im Innern der Höhle bot sich ein ähnliches Bild.

Hunderte von uralten, zum Teil morschen Guuf-Totems standen in Reih und Glied nebeneinander. Die Höhle war von unbekannter Hand bearbeitet worden. Dicke Holzplatten, etwa achtzig auf achtzig Zentimeter groß, bildeten ein Schachbrettmuster an den Wänden.

Doch das war noch nicht alles.

Auf dem Boden lagen Hunderte von Einzelknochen und Skelette, Überbleibsel von Menschen, die in vergangenen Tagen als Opfer den Guu-uf dargebracht worden waren. Die Getöteten trugen noch die rostigen Speer- und Dolchspitzen unterhalb der Rippen und in der Brust.

Die Höhle der geheimnisvollen Guuf entpuppte sich als ein unheimlicher Friedhof.

*

Er schnappte vergebens nach Luft.

Der Druck auf seine Kehle war so stark, daß er fürchtete, der unheimliche Angreifer würde ihm das Genick brechen.

Björn Hellmark kämpfte mit dem Mut des Verzweifelten.

Er schob seine Finger, so weit es ging, um die Schlange, die ihren Druck daraufhin verstärkte.

Er allein schaffte es nicht.

Seine Finger wurden durch den harten Muskelstrang an den Hals gedrückt. Hier war eine unbändige Kraft am Werk, der er nichts Gleichwertiges entgegensetzen konnte.

Er flog gegen den Schreibtisch und wälzte sich darüber hinweg. Er sah den Brieföffner auf der Tischplatte liegen und hätte gern danach gegriffen, um ihn als Waffe gegen den dämonischen Angreifer zu benutzen. Aber es ging nicht.

Er sah den Toten am Boden. Nun wußte er, auf welche Weise der Polizist sein Leben verloren hatte.

Aber er wollte nicht auch erwürgt werden.

Er ließ Macabros entstehen.

Sein Doppelkörper griff sofort an. Macabros' Hände legten sich um den dicken, elastischen Strang.

Schon der erste Einsatz zeigte Erfolg.

Durch Macabros' energisches Ziehen erweiterte sich der Zwischenraum.

Hellmark konnte nach Luft schnappen.

Macabros ließ nicht locker.

Der Zwischenraum wurde noch größer. Dies bewirkte, daß nun auch Björn Hellmark wieder aktiv werden konnte. Er hatte die Hände frei, schob sie zwischen Hals und Angreifer und drückte den Strang nach außen.

Minutenlang währte der Kampf, der Hellmark endlos vorkam.

Das lebende Schwert, das nichts mehr mit seiner ursprünglichen Form gemein hatte, schien in diesen alles entscheidenden Minuten zu begreifen, daß es einen Gegner gab, den es zuerst zu bekämpfen galt. Es löste seine Aufmerksamkeit von Hellmark und wandte sich Macabros zu.

Halb bewußtlos vor Luftmangel und kaum fähig, etwas zu sehen, taumelte Björn zur Seite.

Keuchend blieb er an der Wand hängen, während das unheimliche Etwas sich mit Macabros beschäftigte, um ihn zu Fall zu bringen.

Aber Macabros war nicht angreifbar. Sein ›Körper‹ bestand aus einer ätherischen, feinstofflichen Substanz, der man nicht die Luft abstellen, die man nicht erdolchen, erwürgen oder erschießen konnte.

Macabros war der Geistkörper des Mannes, der dort an der Wand stand, und dessen Sinne wieder begannen zu funktionieren.

Das Schwert war zu einem langen, dunkelblauen Strang geworden, der immer länger zu werden schien, und der sich immer mehr um Macabros' Hals schlang, ohne diesem Opfer jedoch zu einer ernsthaften Gefahr zu werden.

Das war kein natürliches Lebewesen, mit nichts vergleichbar, das auf der Erde wohnte.

Zum zweiten Mal innerhalb kurzer Zeit zog Hellmark die Dämonenmaske heraus und setzte sie erneut auf.

Die Wirkung bei ›Jorge Nuevo‹ war prompt erfolgt. Würde sie auch bei dem ›Schwert‹ eintreten?

In die schlingernden Bewegungen kam eine gewisse Langsamkeit. Es schien, als hätte dieses Etwas plötzlich Mühe, seine Form und Kraft zu stabilisieren.

Die Bewegungen erfolgten unkontrolliert.

Dann wurde der Strang plötzlich dünner, wirkte schrumpelig und ausgetrocknet. Er rutschte raschelnd über Macabros' Schultern und klatschte auf die Tischplatte.

Hellmark trat einen Schritt nach vorn.

Beide – Macabros und Björn – trugen nun den Totenschädel auf den Schultern. Es war eine Eigenart des Doppelkörpers, daß er all das wiedergab, was auch Hellmark hatte. Trug Björn ein Schwert in der Hand, verdoppelte es sich auch in Macabros' Hand setzte er die Dämonenmaske auf und sein Kopf nahm das Aussehen eines furchteinflößenden Totenschädels an – dann war dies auch bei Macabros der Fall.

Das verdoppelte die Wirkung.

Und hier schien es angebracht.

Zum erstenmal machte Björn im Zusammenhang mit der Maske die Entdeckung, daß ihre Wirkung sich verzögerte.

Woran lag das?

Ließ sie in ihrer Kraft nach? Oder – was ihm eher einleuchtete – war der Gegner so stark wie selten zuvor?

Dann gehörte er zu den Hauptdämonen!

Vor Hellmarks Augen vollzog sich ein dramatischer Kampf auf Leben und Tod.

Das unheimliche Etwas, das in seiner Ausgangsposition die Form eines Schwertes gehabt hatte, sah nun aus wie eine zerbröckelnde grauweiße Masse, die wieder zusammenklumpte und plötzlich die Größe eines Fußballs annahm, der schlecht aufgepumpt war.

Das Wesen war dämonischer Herkunft, daran konnte es keinen Zweifel geben, denn es wehrte sich energisch gegen die unsichtbare Kraft, die von den beiden Dämonenmasken ausging. Es wand sich unter Zuckungen. Blasen stiegen aus dem Leib des Gestaltwandlers, der alles und jedes sein, der sowohl lebende als auch tote Materie

nachformen konnte!

Aber er vermochte noch viel mehr.

Björn Hellmark verschlug es den Atem, als er beobachtete, was nun geschah.

Die Ballform veränderte sich, wurde eiartig und schrumpfte gleichzeitig um die Hälfte ein.

Was jetzt noch vorhanden war, hatte etwa die Größe eines mittleren Wasserglases, war stumpfgrau bis grün und stellte ein Ei dar, dessen Oberfläche mit hunderten hauchdünner Fäden überzogen war, die sich wie Fühler bewegten und nach allen Richtungen hin ausschlugen. Das sah gerade so aus, als wolle es irgendwelche Dinge aus der Luft greifen und sich wie ein Polyp einverleiben.

Björn glaubte seinen Augen nicht trauen zu können.

Dieser Moment, da ihn die Gewißheit mit ihrer ganzen Wucht traf, war ein einziger, unglaublicher Alptraum für ihn.

»Myriadus!« sagte er flüsternd. Aus dem Mund des Totenschädels, dessen Lippen sich bewegten, klang es, als würde der Name durch einen hohlen Knochen gesprochen.

Myriadus, den man als den tausendfältigem apostrophierte! Er spielte in der Geschichte und der Entwicklung eines geheimnisvollen Kontinents, der im Meer des Mikrokosmos lag, eine große Rolle. Und dort, kurz vor seiner Befreiung, war er auch noch mit ihm in Berührung gekommen.

Skash, der Magier, hatte recht behalten.

Der Keim des Bösen war aus dem Mikrokosmos in die Normalwelt geraten!

Schlagartig wurden einige Dinge verständlich.

Myriadus – zumindest eine Zelle von ihm – paßte sich jeder Situation optimal an. Er war das ungewöhnlichste Lebewesen, mit dem er bisher zu tun hatte.

Während unter seinen Augen das eiförmige Wesen, das in Horron, dem Land im Meer des Mikrokosmos', als bebender Tempel< verehrt worden war, weiter kleiner wurde und dem bannenden Einfluß der Dämonenmaske nicht entrinnen konnte, fiel ihm etwas auf.

Diese Zelle aus Myriadus' unvorstellbarem Körper sah ein wenig anders aus als jene, mit der er damals gekämpft hatte und die ihn bereits in ihren Tentakeln hielt.

An diesem Ei fehlte etwas, als wäre es nicht ganz ›fertig‹...

Da wußte er es plötzlich wieder.

Es war erstens die Farbe und zweitens der Spalt, der ›Eingang in den Tempels wie der Horron-Barbar Jonathan Pallert‹ ihn bezeichnet hatte.

Dies war ein ›Skrophuus‹, eine Zelle des Myriadus' in der Entwicklung! Doch auch da schon verbreitete sie tödliche Gefahr.

Die fremde Zelle war jetzt nur noch so groß wie ein Hühnerei und schrumpfte weiter.

Wie von Sinnen schlugen die winzigen, hauchdünnen Fäden nach allen Seiten um sich. ›Skrophuus‹ setzte sich zur Wehr, aber er unterlag.

Ein klägliches Wimmern lag in der Luft, das so hell und schrill war, daß es in den Ohren schmerzte.

Die Geräusche stieß ein Leben aus, das noch keines war und doch schon anderes, hochentwickeltes menschliches Leben zerstört hatte.

Hauchdünn war der Schleier des gelben Rauchs, der über den Tisch wehte.

Mit einer Handbewegung vertrieb Björn Hellmark den Schwefelrauch.

Er sah den winzigen Punkt – groß wie der Kopf einer Stecknadel – auf der Tischplatte liegen.

Der Punkt zitterte, fiel auseinander und wurde zu einem winzigen, trockenen Staubkorn.

›Skrophuus‹ war vernichtet.

War er das wirklich?

Nachdenklich zog Hellmark die Maske ab und löste seinen Zweitkörper auf. Allein mit dem toten Polizeibeamten war er wieder in dem Büroraum, in dem sich einiges ereignet hatte, seitdem er ihn betrat.

Der Glasdeckel der Vitrine war zersplittert, das Schwert aus dem Bootswrack verschwunden – das Schwert, das ihn noch immer in Gedanken beschäftigte.

Warum hatte diese Myriadus-Zelle sich ausgerechnet als ›Schwert‹ getarnt? Zufall? Wollte sie damit Aufsehen erregen, um erst mal unter die Menschen zu kommen und damit Kontakt zum Leben zu erhalten, das für einen ›Skrophuus‹ nun mal unentbehrlich war?

Dies konnte des Rätsels Lösung sein.

Er betrachtete sich im Spiegel und fand, daß er verheerend aussah.

Sein Gesicht war verschwitzt, wirr hingen die Haare in die Stirn, und um den Hals trug er einen blau-rot unterlaufenen Kranz, der vom Kampf mit der Myriadus-Zelle herrührte.

Hier konnte er nichts mehr ausrichten. Die Dinge hatten sich von selbst erledigt. Und doch war er nicht zufrieden. Ein seltsam bitterer Nachgeschmack blieb.

Er konnte einfach nicht daran glauben, daß es sich bei dieser Zelle, die sich nur äußerst zäh unter der Dämonenmaske aufgelöst hatte, um jene handelte, die praktisch durch sein Verschulden in diese Welt gekommen war. Es mußte sich um einen Ableger handeln.

Zellen hatten die Angewohnheit, sich zu teilen und zu vermehren.

Er steckte die Dämonenmaske weg und wollte gehen, als zwei

Polizisten mit entsicherten Waffen in der Hand in den Büroraum stürmten.

»Bleiben Sie stehen, Senor und nehmen Sie die Hände hoch! Keine Bewegung«, rief der eine mit klarer Stimme. »Sie sind verhaftet, weil Sie im Verdacht stehen, drei unserer Kollegen ermordet zu haben.«

*

Auch dies war die Wirklichkeit, eine, die er schon fast vergessen hatte.

Er starrte in die Mündungen der Waffen.

Hellmark hob gehorsam die Hände.

»Das ist ein Irrtum«, begann er, »lassen Sie mich erklären...«

Er schwieg. Nein, es hatte keinen Sinn. Was hätte er sagen sollen? Die Wahrheit? Niemand hätte sie ihm geglaubt.

»Irrtum?« höhnte der Polizist, der ihn aufgefordert hatte, die Hände zu heben. »Typisch, das sagen sie alle, die beiden Toten in den Zimmern vorn sind dann wohl auch Irrtümer, wie?«

Hellmark wurde nach Waffen durchsucht. Man fand nichts.

»Warum haben Sie die Leute erwürgt?« wurde er gefragt.

Die ganze Situation kam ihm unwirklicher vor als die Begegnung zuvor mit den dämonischen Wesenheiten.

Vorm Fenster im schmutzigen Hinterhof stand ein dritter Polizist und sorgte dafür, daß Hellmark nicht mit kühnem Sprung über die Fensterbank ins Freie flüchtete.

Dabei standen ihm ganz andere Mittel zur Verfügung, um die Flucht zu ergreifen, wenn er sie gewollt hätte.

Er hielt sich zurück. Diese Männer taten ihre Pflicht. Die Umstände sprachen gegen ihn. Die Polizisten mußten davon ausgehen, daß er in einem Anfall von Raserei drei Beamte im Revier getötet hatte. Obwohl das alles ein wenig unwahrscheinlich war, sprach der Schein gegen ihn.

Man legte Hellmark Handschellen an und unterzog ihn einem ersten Verhör.

Er blieb bei seiner Aussage, daß er nichts mit den Morden zu tun hätte. Er sei gekommen, um sich das Schwert zeigen zu lassen, das in den frühen Morgenstunden sichergestellt worden war.

»Und wo ist das Schwert jetzt?« wurde er gefragt.

»Verschwunden. Ich habe es nicht gefunden«, lautete die einzig mögliche Ausrede für ihn.

»Der Mann ist verrückt«, flüsterte der zweite Polizist dem Kollegen zu, der den Dialog mit Björn führte.

»Wir werden uns noch näher mit Ihnen befassen«, sagte der erste Polizist wieder zu Hellmark. Der Deutsche wurde hart angefaßt und in

den Korridor geschubst. »Wir kriegen heraus, was wir wissen wollen, darauf können Sie sich verlassen!«

»Wer hat Sie alarmiert?« fragte Björn unvermittelt. »Wie konnten Sie plötzlich hier auftauchen? Als ich das Gebäude betrat, herrschte Totenstille.«

Revier V lag nur wenige Straßen entfernt.

»Ein Passant hat alles beobachtet. Er hat uns angerufen.«

»Und was hat er beobachtet?« Dies war für Hellmark ein abgekartetes Spiel. Durch Zufall war er in diese Sache geraten, und nun versuchte jemand Kapital aus den Ereignissen zu schlagen. Hatten wieder Dämonen ihre Hände im Spiel? Es reichte, wenn einer der Guardia Civil den Tip gegeben hatte.

Im Revier herrschte ein Treiben wie in einem Bienenstock. Nach dem ersten Polizeifahrzeug trafen weitere ein. Das Gebäude wurde umstellt, Passanten zurückgehalten. Björn Hellmark wurde in eine finstere Zelle gestoßen.

»Wir haben einen Spezialisten«, wurde ihm gesagt. »Der ist auf dem Weg hierher. Der hat bisher noch jeden weichgekriegt. Dich wird er auch schaffen.« Man behandelte ihn respektlos.

Die Tür fiel ins Schloß.

Durch ein winziges vergittertes Fenster sickerte schwacher Lichtschein. Die Zelle war kahl, hatte rohe Wände und einen unebenen Plattenboden. Nur eine klobige Pritsche stand in dem Verlies, auf der eine fadenscheinige Wolldecke lag.

Hart wurde der Schlüssel draußen umgedreht.

Aus den Geräuschen, die während der nächsten Minuten an seine Ohren drangen, ließ sich unschwer erraten, was jetzt alles passierte.

Stimmengewirr. Türen wurden geschlagen. Der Polizeifotograf machte seine Aufnahmen, der Gerichtsmediziner untersuchte die Toten. Draußen fuhr ein weiteres Auto vor. Vor dem winzigen Fenster war der Lichthof der vorbeihuschenden Scheinwerfer zu erkennen.

Metallisches Geräusch, die Zinksärge wurden gebracht, um die Toten abzutransportieren.

All dies bekam Hellmark mit, während ihm viele Gedanken durch den Kopf gingen. Er hätte es nicht nötig gehabt, in der finsteren, engen Zelle auszuharren. Dennoch blieb er und wollte das Weitere abwarten. Vielleicht stieß man unverhofft auf eine Spur, die die Dinge in eine ganz andere Richtung lenkten, oder es trat etwas ein, das von Interesse für ihn war.

Gleichzeitig aber wollte er keine Zeit verlieren und vorantreiben, was er bis jetzt an Erkenntnissen gewonnen hatte.

Ein Mensch, der sich verdoppeln und an zwei Orten gleichzeitig sein konnte, war dazu imstande.

Was hatte Richard Patrick inzwischen im ›Alhambra‹

herausgefunden? Was gab es neues dort? Oder Rani Mahay – was hatte er festgestellt? Gab es neue Informationen, die ›Skrophuus‹ und seine unheimliche Art zu leben und zu handeln unter Umständen entlarvten?

Björn Hellmark ließ Macabros entstehen, und so kam es, daß der gleiche Mann, der viele Meilen vom ›Alhambra‹ entfernt in einer finsteren Gefängniszelle saß, in diesem Moment auch die Rezeption des feudalen Hotels betrat.

Niemand hatte ihn kommen sehen. Macabros war wenige Schritte vor dem Hoteleingang wie ein Geist aus der Luft entstanden.

Er blickte in die große, freundlich beleuchtete Halle. Viele Gäste saßen in dick gepolsterten Sesseln, blätterten gelangweilt in Zeitungen und Magazinen oder nippten an Drinks und beobachteten die ein- und ausgehenden Personen.

Neben der Treppe stand ein kleiner Tisch. Daran saß eine schwarzhaarige Exotin mit einem Kleid, dessen Ausschnitt eine Offenbarung war.

Die gutgebaute, kurvenreiche Frau musterte den großen blonden Mann, der mit federndem Schritt die Halle durchquerte und die beiden Sandsteinstufen zum Restaurant emporeilte. Dann hob sie merklich die Augenbrauen. Macabros befand sich auf ihrer Höhe. Ihre Blicke begegneten sich. Es war ein vielsagender Blick. Ein amüsiertes Lächeln spielte um die schön geschwungenen, verführerisch schimmernden Lippen der Exotin. Macabros erwiderte dieses Lächeln und eilte weiter.

Wie vermutet fand er Richard Patrick im Restaurant.

Der Verleger hatte eine Rotweinkaraffe vor sich stehen und machte in einem Block eifrig Notizen.

»Hallo, Rich«, sagte Macabros und nahm an Patricks Tisch Platz.

»Hallo, Björn«, Patrick merkte nicht, daß es eigentlich Macabros war. Es gab keinen Unterschied zwischen Björn und dessen Doppelkörper. »Schon hier? Irgendwelche Neuigkeiten?«

»Das kann man wohl sagen«, murmelte Macabros. »Wie sieht es bei dir aus?«

»Reinfall«, winkte Patrick ab. »Die Gespräche mit dem Mädchen haben rein gar nichts erbracht. Dafür aber habe ich eine Nachricht aus meinem Büro abgerufen, die recht merkwürdig klingt.«

»Was für eine Nachricht ist das?«

»Sie kommt aus Tanger. Alle größeren Zeitungen haben in ihren heutigen Ausgaben dort schon berichtet. Die Geschichte hat für Schlagzeilen gesorgt. Ich erwarte noch heute abend einen Mittelsmann, der mir die Originalzeitungsausschnitte bringt. Dort ist in den frühen Vormittagsstunden Folgendes passiert: Unter den Augen hunderter von Menschen, die sich in der Hafenregion aufhielten,

sprang plötzlich ein großer Fisch an die Kehle einer jungen Touristin und biß sich dort fest. In ihrer Panik rannte die Angegriffene in eine enge Gasse und verschwand im Haus des Kaufmannes Ahmid Hassuk. Der wollte ihr helfen, mußte aber eine erstaunliche Entdeckung machen. Das Mädchen und der Fisch waren plötzlich spurlos verschwunden. Eine komische Geschichte, findest du nicht auch?«

»Sehr komisch, ja«, sagte Macabros. »Sie paßt fast zu dem, was ich erlebt habe.«

Er berichtete von den Ereignissen in Polizeirevier V. Patricks Augen wurden groß wie Untertassen. Er unterbrach den Berichterstatter kein einziges Mal.

»Da war das Schwert«, schloß Macabros nachdenklich. »Es wurde zur Schlange, schließlich zu einem eiförmigen Etwas, das immer mehr schrumpfte. Es wurde so klein, daß man es mit bloßem Auge nicht mehr wahrnehmen konnte. Was Ahmid Hassuk in Tanger beobachtet hat, paßt wie die Faust aufs Auge, Rich! Das Mädchen und der Fisch sind verschwunden, obwohl es keine Möglichkeit gab, an Hassuk vorbei zu kommen. Es scheint ungeheuerlich, aber es ist wahr, hier kann es eine Verbindung geben. ›Skrophuus‹, ein Teil des Körpers von Myriadus, ist wie ein böser Keim in diese Welt gekommen, und die Saat versucht aufzugehen. Hier zeigt sie sich als Schwert, als strangulierende Schlange, als ein winziges Staubkorn, dort als Fisch, der einen Menschen anfällt und dann mit ihm verschwindet, als hätte es ihn nie gegeben. Viele werden diesen Bericht aus Tanger für eine sensationell aufgemachte Zeitungsente halten, ich denke da ein wenig anders. Ich habe nach dem, was in Revier V vorgefallen ist, auch allen Grund dazu. Genieße weiter deinen andalusischen Rotwein, Rich! Ich trinke nachher mit. Eine Sache möchte ich gleich geklärt wissen, wenn es möglich ist. Ich habe da einen furchtbaren Verdacht…«

»Was für einen, Björn?«

»Daß es schon mehr als eine Zelle in dieser Welt gibt, daß die Begegnung in Polizeirevier V und die Ereignisse in Tanger zwar zusammenhängend gesehen werden müssen und doch durch zwei völlig unabhängig voneinander wirkende Kräfte ausgelöst wurden.

Eine Zelle ist möglicherweise vernichtet. Eine andere oder noch mehr sind existent. In welcher Form und wo halten sie sich jetzt versteckt? Was haben sie noch vor?

Myriadus trägt seinen Namen ›der Tausendfältige‹ zu recht. Bei ihm haben wir es mit der absonderlichsten Lebensform zu tun, der ich bisher begegnet bin und die in ihrem kurzen Auftritt bewiesen hat, wie schwer sie zu bekämpfen ist.

Er kann klein sein wie eine Mikrobe und groß wie ein Riese – diesen Verdacht hat Ak Nafuur einmal ausgesprochen. Ich fürchte, er hatte recht. Ich möchte nur wissen, wie das aussah, was Alain Moreau

und Bertrand Dupont in der letzten Nacht gesehen haben. Ich muß immer wieder daran denken, daß es anfangs hieß, das Boot scheint von einer Riesenfaust zertrümmert worden zu sein. Vielleicht trifft dieser Ausdruck den Nagel auf den Kopf. Warte hier auf mich, Rich!«

»Ich…« weiter kam der Verleger nicht mehr.

Die Gestalt löste sich vor seinen Augen auf, und fauchend schlug die Luft neben ihm zusammen. Patrick spürte den Luftzug im Gesicht.

Der Platz neben ihm war leer. Da wußte Richard Patrick, daß er nicht mit Björn Hellmark, sondern mit Macabros gesprochen hatte.

*

Der befand sich in dieser Sekunde schon wieder an einem ganz anderen Ort.

Aus dem Nichts heraus entstand eine Gestalt, mitten unter hunderten von Menschen, die sich auch in dieser vorgerückten Stunde noch im Freien aufhielten und das Hafenviertel bevölkerten.

Der gleiche Mann, der zur selben Zeit in einer Gefängniszelle des Polizeireviers V in Algeciras saß, bewegte sich frei und ungezwungen unter den Passanten im Hafenviertel von Tanger.

Neger und Weiße beherrschten das bunte Straßenbild.

Macabros wurde von mehreren Straßenhändlern angehalten. Viele Lederartikel und Keramiksachen wurden ihm angeboten.

Macabros lehnte dankend ab. Ihm lagen andere Dinge am Herzen. Er brauchte eine Auskunft.

Er wollte wissen, wie er zu dem Kaufmann Ahmid Hassuk kam. Er sprach einen blinden Bettler an, der an einer Straßenecke auf einer Wolldecke saß und eine flache Schale vor sich stehen hatte, in der einige Münzen lagen.

Aus einem Kauderwelsch zwischen Spanisch, Englisch und Französisch machte er dem Bettler klar, zu wem er wollte.

»Ahmid Hassuk?« wiederholte der Mann. »Ja, den kenne ich, ein stadtbekannter Mann, er wohnt hier in der Nähe.«

Der Blinde erklärte es genau.

»Vielen Dank.« Macabros, der neben dem alten, bärtigen Mann im Burnus in die Hocke gegangen war, erhob sich.

Gern hätte er ihm etwas gegeben. Aber er hatte keine einzige Münze bei sich. So griff er kurzerhand in die Schale und nahm sich eine Münze heraus, die er dann deutlich und vernehmlich wieder hineinwarf.

Es schien ihm, als würde es in den Augen des Mannes aufblitzen.

»Danke, vielen Dank mein Herr. Allah soll Sie segnen«, kam es etwas zögernd über die Lippen es Arabers.

»Nicht der Rede wert, Alter«, entgegnete Macabros. »Wenn ich das

nächste Mal vorbeikomme, gebe ich Ihnen gern das Doppelte – leider bin ich im Moment an Kleingeld knapp.«

Er ging.

So hörte er nicht mehr, was der Alte in seinen Bart murmelte. »Alter Gauner, einen armen alten, blinden Mann hintergehen, eine Münze rausnehmen und wieder zurückwerfen. So blind, daß ich das nicht sehe, bin ich noch lange nicht.«

*

Er schaffte es ohne besondere Schwierigkeiten, ein Gespräch mit Ahmid Hassuk zu führen.

Der Kaufmann war für sein Anliegen sehr zugänglich. »Ich habe heute schon tausend Fragen beantwortet«, sagte er mit einem stillen Lächeln. »Ob es sich um Europäer oder Afrikaner handelte. Sie wollten alle das gleiche wissen: Was ist aus der Frau geworden.« Er zuckte mit seinen hageren Schultern. »Alle, die etwas von dem Vorfall gehört hatten, wollten mehr wissen, aber es tut mir leid. Es gibt nichts mehr darüber hinaus zu erzählen. Ich weiß nicht, was aus der Frau geworden ist. Waren Sie mit ihr befreundet?« fragte er abschließend.

Macabros verneinte.

Er fragte geschickt und ließ sich die Einzelheiten erklären, um sich ein Bild von ihnen zu machen.

Da waren sicher übersinnliche oder dämonische Kräfte am Werk gewesen. Ahmid Hassuk, der viel mit Europäern zu tun hatte, der weltaufgeschlossen und keineswegs abergläubisch war, hatte die Furcht kennengelernt.

Als Macabros erkannte, daß es keinen Sinn mehr hatte, in Tanger noch eine weitere Spur zu suchen, versetzte er sich zurück nach Algeciras. Doch weder in das Hotel, noch in das Polizeirevier.

Björn Hellmark, der in seiner Zelle darauf wartete, daß irgend etwas geschah, wodurch er mehr Informationen erhielt, wußte über alle Aktionen seines Doppelkörpers Bescheid. Was dieser an Eindrücken aufnahm, verarbeitete das Bewußtsein des Originals.

Macabros materialisierte in der abgelegenen steinigen Bucht, die Rani Mahay näher betrachten wollte.

Von dem Inder gab es weit und breit keine Spur zu entdecken.

»Rani?! Hallo?!« Macabros rief den Namen des Freundes einige Male. Das Echo seiner Stimme meldete sich aus den zerklüfteten Felsen und mischte sich unter das Rauschen und Gurgeln der brechenden Wellen.

Mahay meldete sich nicht.

Unruhe erfüllte Macabros.

Er blickte in alle Richtungen. In der Ferne gewahrte er unter dem

schimmernden Licht der Sterne die verschwommenen Umrisse der Felseninsel.

In den Meldungen, die Patrick von seinen Rechercheuren erhalten hatte, war auch der Verdacht der Polizei angeklungen, daß die beiden verschollenen Franzosen die nächtliche Bootsfahrt zu der menschenleeren Felseninsel unternommen hatten. Was sie dort suchten, war nach wie vor ein Rätsel. Aber in der Nähe der zerklüfteten Felsen gab es gefährliche Strudel und Untiefen. Da konnte es leicht sein, daß sie die Herrschaft über das kleine Ruderboot verloren hatten und gekentert waren.

Konnte es sein, daß Rani Mahay sich nach dort begeben hatte, um das nachzuprüfen?

Für Macabros war es leicht, dies herauszufinden.

Er versetzte sich nach drüben.

Lautlos wie ein Geist kam er auf einem vorspringenden Plateau an. Gischtendes Wasser schwappte gegen seine Beine.

Macabros sah die Gestalt des nackten Mädchens, das zwischen zwei riesigen Felssteinen leichtfüßig dahinlief, kaum daß ihre Füße den kahlen Boden berührten.

Was hatte das zu bedeuten?

Geduckt lief er hinter der Gestalt her.

Sie erreichte einen Vorsprung, der steil bergauf führte. Aber den lief sie nicht mehr hoch.

Sie löste sich auf wie ein Nebelstreif unter dem ersten Sonnenstrahl.

Eine Halluzination? Eine Fata Morgana?

Er mußte der Sache auf den Grund gehen.

Noch zwei Schritte – da prallte er wie vor einer unsichtbaren Wand zurück.

Vor ihm erschien ein Mann und tauchte aus der Dunkelheit auf wie ein Geist.

»Rani!«

»Du hast mich sofort erkannt, das ehrt mich«, sagte der Inder. Er schüttelte den Kopf und warf einen Blick in die Richtung, die die nackte Schöne genommen hatte. »Aber kaum tauchst du hier auf, stimmt überhaupt nichts mehr. Du verscheuchst nicht nur die Hühner, vor dir laufen selbst die schönsten Mädchen davon.« Er nahm die Hand von dem Armreif, den er wieder in seine Ausgangsstellung gedreht hatte, um die tarnende Energiehülle ›abtauen‹ zu lassen.

»Wer war das, Rani?«

»Ich hätte es selbst gern gewußt. Jetzt weiß ich nicht mal, wo sie wohnt, sie hat mir ihre Adresse nicht genannt. Schade! Sie sah so gut aus, ich hätte sie gern näher kennengelernt. Wenn du nicht aufgetaucht wärst…«

»Unsinn! Sie hat gar nicht bemerkt, daß ich hinter ihr her war.«

Sie sprachen über alles, was sich seit ihrer Trennung ereignet hatte.

»Sie hatte keinen wirklichen Körper«, sagte Rani Mahay da. »Ich hab es bemerkt, als sie an mir vorbeirannte. Im ersten Moment dachte ich – jetzt rennt sie dich um. Ich hatte mich unsichtbar gemacht, um sie zu beobachten.«

»Schau einer an! Mein Freund beobachtet nackte Blondinen. Ich lerne dich von einer völlig neuen Seite kennen.«

Rani ließ sich durch Macabros' Einwand nicht beirren. »Sie kollidierte praktisch mit meinem Körper, und es war, als ob ein Lufthauch mich träfe. Dann war sie weg.«

Macabros nickte. »Den Zusammenprall hat sie nicht überstanden, er hat ihr den Rest gegeben, da bleiben eine ganze Menge Fragen offen.«

»Fragen sind dazu da, um beantwortet zu werden, Björn.«

Auch Rani sprach Macabros als Björn an, obwohl er wußte, daß es Hellmarks Doppelkörper war, der hier auftauchte.

»In Ordnung! Dann fangen wir gleich damit an. Sehen wir uns die Insel mal näher an. Vielleicht weist sie noch mehr Besonderheiten auf.«

»Möglich, daß sich noch mehr nackte Jungfrauen hier verstecken, ohne daß wir etwas davon ahnen. Machen wir uns auf die Suche.«

*

Die Suche erbrachte nichts Außergewöhnliches. Es kam auch zu keinem nennenswerten Zwischenfall.

»Ich habe einen Verdacht«, sagte Macabros, als sie sich an der verabredeten Stelle wieder trafen.

»Da bin ich aber gespannt.«

»Myriadus war auch hier tätig, Rani. Und er ist noch weitaus gefährlicher, als Skash dies wissen kann und wir ahnen. Er ist wahrhaftig ein Tausendfältiger, Myriaden von Masken stehen ihm zur Verfügung. Aber nicht nur körperlicher Formenreichtum ist ihm eigen, sondern auch geistiger. Was wir in dem Mädchen gesehen haben, war ein Trugbild, eine Hypnose, die durch eine Zelle des Myriadus' hervorgerufen wurde. Was ich in dem Amtszimmer vorhin erlebte, die Begegnung mit ›Jorge Nuevo‹, war auch ein Trugbild. Allerdings massiver als das der schönen nackten Frau, die offensichtlich Alain Moreau und Bertrand Dupont anlocken sollte. Mit der Puppe Nuevos wollte man mich schocken, um mich von dem Schwert fernzuhalten. Myriadus ist ein tausendfältiges Rätsel. Er ist in Tanger aufgetreten. In Gestalt eines toten Fisches, der mitsamt einem Mädchen spurlos

verschwand, ich habe die Amtsräume bei meinem Betreten in einem Zustand gesehen, in dem sie nachweislich nicht gewesen waren, nachdem ich durch den Tod der Zelle eine vollkommen neue Situation geschaffen hatte. Die hypnotischen Bilder traten nicht wieder auf.«

»Das bedeutet, daß sich eine Myriadus-Zelle noch hier auf der Insel befindet!«

»Möglich, aber wenig wahrscheinlich. Myriadus strebt nach Expansion, nach Erweiterung seines Wesens. Warum sollte er sich hier auf einer einsamen Insel einigeln? Ich vermute eher, daß mit der Erscheinung der >schönen Unbekanntem sich nur noch die Nachwirkungen seiner geistigen Kraft zeigten, zu der er fähig ist. Möglicherweise werden die gleichen Bilder in dieser Region noch einige Male auftauchen, vielleicht war es auch heute nacht das letzte Mal.

Wer weiß, in der Zwischenzeit ist Myriadus wahrscheinlich ganz woanders, und die Gefahr entsteht an einer Stelle, die wir nicht kennen. Vielleicht ist er in diesen Minuten als Hund unterwegs oder als Käfer, vielleicht läßt er sich mit einer Dattelladung irgendwohin transportieren, vielleicht ist er eine Mikrobe oder ein Staubkorn, die Feder im Flügel eines Vogels oder der Vogel selbst. Dies alles sind nur Vermutungen, aber Myriadus, der Tausendfältige ist zu all diesen Dingen fähig, glaube mir, Rani.«

Wie nahe Macabros und damit auch Björn Hellmark der Wirklichkeit kam, konnte er nicht ahnen.

Myriadus war unterwegs.

In Gestalt eines Vogels war er in dieser Stunde schon einige hundert Meilen von Tanger entfernt. Und er flog weiter.

Sein Ziel war das Herz Afrikas.

*

»Wir können vorerst nichts unternehmen. Wir haben einen ersten Eindruck von allem bekommen und müssen unsere Taktik ändern. Warten wir den nächsten Tag ab, warten wir, bis die Nacht vorüber ist«, fuhr Macabros fort. »Wir treffen uns auf Marlos wieder. Ich komme gleich nach.«

Rani nickte und versetzte sich nach Marlos.

Als nächstes kehrte Macabros zum Hotel ›Alhambra‹ zurück, wo Richard Patrick noch auf ihn wartete.

Die rassige Exotin, an der der blonde Mann an diesem Abend zum zweiten Mal vorbeikam, blickte diesmal verwundert drein, als er wieder über die Treppe lief. Sie hatte ihn nicht davongehen sehen und blickte ihm jetzt nicht nur mit einem neugierigen, sondern auch mit einem nachdenklichen Gefühl nach.

Patrick war ebenfalls mit der Rückkehr einverstanden.

Er hatte es eilig, nach New York zu kommen. Dort wartete viel Arbeit auf ihn.

»Wahrscheinlich ist der Fernschreiber schon heißgelaufen. Der Sache in Tanger werde ich auf alle Fälle nachgehen. Ich glaube, da sind Einzelheiten zu holen.«

»Glaube ich auch, Rich. Halte uns auf dem laufenden, wenn sich ein Hinweis ergibt, mit dem wir etwas anfangen können.«

»Versteht sich von selbst, Björn.«

Macabros verließ an der Seite des Verlegers die Hotelhalle. Die Exotin erhob sich, als sie das Portal passierten.

Es interessierte sie, wohin dieser Mann ging, mit welchem Wagen er eventuell wegfuhr.

Sie war nur wenige Schritte hinter Macabros und dessen Begleiter. Die beiden Männer befanden sich auf dem großen, hell ausgeleuchteten Platz vor dem ›Alhambra‹, der an einen Garten erinnerte. Palmen wuchsen, vor gepflegten Blumenrabatten standen Bänke, die zum Verweilen einluden.

Die beiden Männer tauchten in den Schatten einer Palme. Jetzt mußten sie wieder vortreten. Nein, sie kamen nicht Verwundert lief die rassige Frau über den Platz, näherte sich der Stelle und fand sie leer.

Der Blonde und der untersetzte Mann waren wie vom Erdboden verschluckt.

*

Er hielt sich in New York keine Sekunde länger auf als notwendig.

Patrick inspizierte die eingegangenen Nachrichten, und Macabros nahm aufmerksam daran teil.

Es gab einige neue Hinweise, doch reichten die nicht aus, in dieser vorgeschrittenen Stunde noch etwas zu unternehmen. Patrick setzte seine Rechercheure ein.

Macabros kehrte nach Algeciras zurück und tat etwas Sonderbares.

Er versetzte sich in das Amtszimmer des Capitano, in dem gedankenversunken und ernst hinter einem Schreibtisch der Mann saß, der Hellmark verhaftet und in die Zelle gesperrt hatte.

Macabros kam lautlos an wie ein Geist und setzte sich auf den Stuhl in der Ecke. Das Sitzmöbel knarrte unter seinem Gewicht.

Der Capitano, der gerade einige Akten seines toten Kollegen studierte, fuhr erschreckt zusammen und blickte hoch.

Fast fielen ihm die Augen aus dem Kopf.

»Wie… dios mio!… kommen Sie… hierher!« stammelte der erbleichende Spanier.

Macabros erhob sich. »Ich wollte mich nur von Ihnen verabschieden, Capitano«, sagte er freundlich lächelnd. »Sie waren so sehr in Ihre Arbeit vertieft, daß Sie meine Ankunft nicht bemerkt haben.«

»Aber das geht nicht mit rechten Dingen zu! Sie sitzen in der Zelle, Sie können nicht heraus.«

»Doch, Capitano, ich kann, weil ich unschuldig bin. Ich nehme Ihnen Ihr Verhalten nicht übel. Sie mußten so handeln. Und nun leben Sie wohl! Ich bedaure von ganzem Herzen die Dinge, die hier passiert sind, die Sie und ich nicht gewollt haben. Was ich tun kann, um bei der Aufklärung nach den wirklich Schuldigen zu helfen, werde ich tun, das darf ich Ihnen versichern. Und so gesehen, kann es sein, daß wir uns schon in allernächster Zukunft mal wiedertreffen, adios!«

Macabros nickte dem Mann freundlich zu und wandte sich zum Gehen.

»Bleiben Sie stehen! Ich fordere Sie auf, sofort stehenzubleiben!« Der Capitano schrie die Worte heraus.

Macabros reagierte nicht.

Da riß der Spanier seine Waffe aus der Halfter und legte auf den Deutschen an.

» Stehenbleiben!«

Macabros erreichte die Tür.

Der Capitano drückte ab. Einmal, zweimal. Die beiden Schüsse krachten.

Der Schütze zielte auf Macabros Beine. Der drehte sich nicht mal um ging einfach weiter, als wäre überhaupt nichts passiert.

Der dritte Schuß bohrte sich zwischen seine Schultern.

Macabros ging weiter. Der feinstofflichen Substanz war nichts zuzufügen.

Dem Capitano brach der Schweiß aus allen Poren. Tiefes Stöhnen entrann seiner Kehle, und er warf sich mit ruckartiger Bewegung nach vorn, als Macabros unbeschadet dreier Treffer seinen Weg fortsetzte.

Er lief durch den Korridor. Die Türen zu den anderen Zimmern wurden aufgerissen. Hier waren noch mehrere Menschen versammelt, die den makabren Fall studierten und erörterten. Insgesamt gab es an diesem späten Abend rund zwanzig Zeugen, die den Mann, der eigentlich in der Zelle eingesperrt war, durch den Korridor Richtung Straße laufen sahen.

Die Menschen standen da wie angewurzelt und sahen, wie die Kugeln sich in den Körper bohrten, ohne den Getroffenen zu Fall zu bringen.

Dann erreichte Macabros die Straße, und die Männer, die in Revier V versammelt waren, stürzten hinter ihm her.

Sie sahen ihn noch drei Schritte gehen, dann verschwand er, als

hätte es ihn nie gegeben.

*

Macabros landete in Hellmarks Zelle.

»So, da bin ich wieder«, sagte Hellmarks Doppelkörper.

»Fein«, entgegnete Björn Hellmark und erhob sich von der Pritsche. »Dann können wir uns ja auf den Weg nach Marlos machen. Wir werden dort schon sehnlichst erwartet.«

»Mußte das sein?« fragte Macabros.

»Die Demonstration eben draußen?«

»Ja…«

Björn nickte. »Es blieb mir nichts anderes übrig. Nur so konnte ich die Leute davon überzeugen, daß hier im Revier etwas passiert, woran Menschenhand nicht schuld ist. Das wird sie dazu bringen, über die Sache nachzudenken und auch andere Möglichkeiten in Betracht zu ziehen. Und nun höre zu, alter Junge, es steht dir nicht an, mir Löcher in den Bauch zu fragen, wenn das noch mal geschieht, laß ich dich einfach verschwinden, kapiert?

'Aber erst bringst du mich noch nach Marlos. Wir werden dort heiß erwartet.«

Macabros seufzte. »Undank ist der Welt Lohn. Das zeigt sich immer wieder. Solange man gebraucht wird, ist alles schön und gut. Und wenn nicht mehr, wird man einfach in die Ecke gestellt wie ausgedientes Werkzeug.«

Sie berührten sich an den Händen, als draußen auf dem Korridor hastige Schritte sich Hellmarks Zelle näherten.

Björn und Macabros verschwanden auf die unsichtbare Insel.

Als die Polizisten die Tür der Zelle öffneten, fanden sie sie leer. Zeichen von Gewaltanwendung gab es nicht. Der Gefangene war wie ein Geist durch das Mauerwerk verschwunden.

*

Sie kamen in Marlos an, als noch jemand eintraf.

»Jim!«

Der junge Guuf materialisierte auf dem großen freien Strandgelände vor den Blockhütten.

Dort liefen die anderen Marlosbewohner, die Jim und Björn kommen sahen, freudig zusammen.

»Jim! Alles in Ordnung?« fragte Hellmark als erstes, noch ehe er jemand begrüßte. »Wo bist du nur gewesen, du alter Lausebengel?«

Jim berichtete von seiner Begegnung mit Loll und der Entdeckung der Höhle. Alle hörten fasziniert zu. Dann zuckte er die Achseln und

sagte abschließend: »Ich habe die Höhle gefunden, die ich in visionären Bildern gesehen hatte. Sie stellt einen Beweis dafür dar, daß vor langer Zeit eine Zivilisation der Kugelköpfe im Herzen Afrikas lebte und ihre dämonischen Rituale durchführte. Warum es mich allerdings dorthin zog, weiß ich bis jetzt noch nicht.«

»Vielleicht wird sich dieses Gefühl in dir noch verstärken, und du wirst dich erinnern, weshalb du diesen Ort aufsuchen wolltest«, meinte Björn.

»Möglich.«

»Warten wir es ab, was weiter wird. Wir behalten es auf alle Fälle im Auge.

Aber wenn du wieder eine so komische Anwandlung hast, Bescheid sagen, was du im Schild führst, ja?«

»Ja, Björn.«

»Ruhe da unten!« brüllte plötzlich eine markige Stimme aus den Blättern einer der höchsten Palmen in Strandnähe, von denen Rani Mahay sich gerade löste. Er hatte mit dem kleinen ulkigen Kerl gesprochen, der sich dort oben in einem Loch zwischen den Blättern zeigte. Das Wesen hatte die Größe eines Raben, war vogelähnlich und hatte das Gesicht einer Schildkröte. Das war Whiss, ein Wesen aus dem Mikrokosmos. Vor wenigen Tagen erst hatte es Domizil im Wipfel der Palme bezogen, um sein Ei auszubrüten. »Sobald ihr zusammen seid, gackert ihr wie eine Herde alter Hennen! Da vergeht einem ja die ganze Brutlust, zum Donnerwetter noch mal!«

Whiss klappte die beiden großen Blätter vor sein Gesicht.

Björn seufzte und warf Rani einen vielsagenden Blick zu. »Ganz schön frech, das Kerlchen, du lernst ihn viele schlimme Wörter.«

Rani zuckte bedauernd die Schultern. »Tut mir leid, Björn, er nimmt unwahrscheinlich schnell auf, du weißt das ja selbst. Im Moment darf man ihm allerdings nicht böse sein. Der Zustand, in dem er sich befindet, erfordert eben von uns eine gewisse Rücksichtnahme.«

Alle Jachten.

Björn legte seinen Arm um Carminias Schultern. »Wie geht es Ak Nafuur?« wollte er wissen.

»Gut, erstaunlich gut. Er fühlt sich sehr wohl. Die Arbeit scheint ihm viel Freude zu bereiten.«

Hellmark atmete tief durch. »Schön, das zu hören. Das läßt einen die vielen schlimmen Ereignisse in jüngster Zeit leichter verschmerzen, kommt, Freunde, gehen wir zu Ak Nafuur«, das sagte er schon lauter als die Worte zuvor. Und dann brüllte er regelrecht: »Der freut sich auf unseren Besuch, weil er kein Ei ausbrütet.«

Sie liefen alle zur Blockhütte des greisen Weißen Priesters, während aus der besagten Palme mit Whiss' Domizil ein lautes,

furchterregendes Knurren hörbar wurde, als hätte sich dort ein unheimliches Ungeheuer eingenistet. Whiss, das Stimmen- und Geräuschwunder, imitierte es erschreckend echt.

ENDE

Björn Hellmark alias Macabros

Die Abenteuer eines außergewöhnlichen Menschen

Björn Hellmark ist der Erbe der unsichtbaren Insel Marlos, die in der Clarion-Graben-Zone genau zwischen Hawaii und den Galapagos-Inseln liegt.

In der Geister-Höhle bewahrt er seine Trophäen auf, die er im Kampf mit Geistern, Dämonen und jenseitigen Mächten gewann, und die von großer Bedeutung für ihn sind.

Er besitzt:

1. das Schwert des Toten Gottes, das nur seine Hand führen kann.

2. die Dämonenmaske. Sie verwandelt seinen Kopf in einen Knochenschädel. So jedenfalls nehmen menschliche Augen ihn wahr. Dämonen sehen etwas darin, das sie zerstört.

3. den Trank der Siaris. Er bewirkt geistige Weitsicht. Zum falschen Zeitpunkt angewendet, bringt er jedoch den Tod.

4. die sieben Augen des Schwarzen Manja. Das sind faustgroße, rubinrote Objekte, die aussehen wie ungeschliffene Edelsteine. Sie heißen deshalb Manjaaugen, weil sie tatsächlich von dem Heiligen Vogel stammen, der in der Vergangenheit der Erde auf Xantilon lebte und etwa 700 Jahre alt wurde. Die Augen toter Manjas wurden zu Stein, die Körper vergingen.

5. Velenas Armreif. Er bewirkt Unsichtbarkeit. Darf aber nicht zu oft angewandt werden, da sich die darin gespeicherten magischen Energien mit der Zeit verbrauchen.

Hellmark hat die Gabe, sich zu verdoppeln. Sein Doppelkörper heißt Macabros. Björn war in einem ersten Leben Kaphoon, ein Kämpfer für Recht und Freiheit.

Mit Björn Hellmark lebt eine Anzahl weiterer Menschen auf Marlos. Jeder hat eine eigene, einfach eingerichtete Blockhütte.

Carminia Brado: Brasilianerin von atemberaubender Schönheit. Hellmark nennt sie zärtlich »Schoko«. Sie hat ebenfalls schon mal gelebt, vor zwanzigtausend Jahren. Da war sie Loana, die Tochter des Hestuus.

Rani Mahay: Inder, genannt »Der Koloß von Bhutan«. Kann mit bloßem Willen wilde Tiere zähmen.

Pepe: Hellmarks Adoptivsohn aus den Urwäldern Yukatáns. Er verfügt über parapsychologische Fähigkeiten. In seiner Gegenwart verbiegen sich Bestecke, zerplatzen Glühbirnen, bleiben Fahrstühle und Rolltreppen und manchmal auch Autos stehen…

Al Nafuur: Zauberpriester aus Xantilons Vergangenheit. Er existiert als Unsterblicher in einem Zwischenreich. Manchmal nimmt er geistigen (telepathischen) Kontakt zu Björn Hellmark auf.

Ak Nafuur: Zwillingsbruder. Jahrtausende lang nannte er sich Molochos, um ewiges Dämonenleben zu besitzen. Mit Hilfe der sieben Manjaaugen konnten die bösen Geister der Dämonengöttin Rha-Ta-N'my aus seinem Körper vertrieben werden.

Camilla Davies: Medium aus London.

Alan Kennen: Junger Mann, der Björn jegliche nur denkbare Unterstützung zukommen läßt.

Jim, der Guuf: Sein Vater war ein Kugelkopf, seine Mutter eine Menschenfrau, die gegen ihren Willen in die Vergangenheit der Erde verschlagen wurde. Jim wurde in der Gegenwart geboren. Er sieht aus wie ein Dämon – und ist eine Seele von Mensch. Durch sein Äußeres fällt er überall auf und die Menschen erschrecken vor ihm. Das macht ihn traurig. Auf Marlos fühlt er sich wohl.